



Justiz der Seele.

Roman

von

Anton Freiherr von Persall.

IV.

Die graue Nebel lagen über der Landschaft, kein Lüftchen regte sich, nur das Krächzen der Raben tönte von allen Seiten aus der gestaltlosen Leere und hie und da ward eine Schar der schwarzen Gefellen sichtbar, die über das Schloß dahinsauften, dann auf den Dachfirsten sich lärmend niederließ.

Und das sollte ein Jagdmorgen sein! Brandmann schritt, Verwünschungen ausstößend, den Stallungen zu, woher jetzt das Bellen und Lärmen einer ungeduligen Meute drang. Im Hofe standen abenteuerliche, in alle möglichen Haltungen gehüllte Gestalten mit schweren Knütteln, einige sogar mit alten Flinten über der Achsel — die Treiber! Ihr ehrerbietiger Gruß wurde von dem Alten nicht erwidert, drohend schwang er die mächtige Peitsche gegen die jetzt in wilden Sätzen mit ohrenzerreißendem Geheul ihren wohlvergitterten Käfig durchtobenden Hunde.

Er ärgerte sich offenbar über die unverhohlene Freude seiner Unterthanen und klatschend fiel links und rechts die Knute. Es waren mächtige Tiere, Wolfshunde mit grimmigem Blick und drohendem Gebiß; ihnen war nur um die ersehnte Freiheit zu thun, sie finden den Eber, den Bären auch im Nebel, um an ihnen ihr Mütchen zu kühlen. Zwei zu zwei zusammengeknüpelt, wurden sie an die Treiber verteilt. Sie brachten Leben in die noch halbverlassene Gruppe; vor Jagdlust zitternd, geifernd, zerrten sie die Führer hin und her, sprangen heulend, winselnd an den Männern empor, knurrten, rauchten, balgten voll Eifer such und Kampfesmut, daß die Leinen zu Knäueln sich verwickelten — die Knüttel führten auf die struppigen Rücken, Wehgeheul, Gelächter, Fluchworte, Zuruf erschallten, in den Ställen grunzten und quiekten die Schweine, brüllten die Rinder, erschreckt von ungewöhnlichem Lärm. Vorbei war es mit der Ruhe, die Raben flogen kreischend dem Walde zu, der sich jetzt in verschwommenen Umrissen aus dem Nebel hob.

Vom Kallusciner Walde her ertönten Getöse, Peitschenknall, Hundegebell! Vierspännige Schlitten hielten vor dem Schloßthore, denen Herren, in Pelz gehüllt, mit Flinten und Hirschfängern bewaffnet, entstiegen, vom Herrn des Hauses, dem Grafen Winsk, herzlich empfangen. Er sah stattlich aus in seinem pelzverbrämten Jagdrock, den schweren Zuchstiefeln. Die Jagd lust gab seinem in letzter Zeit etwas bleichen Gesicht eine gesunde, kräftige Farbe, das Auge blühte lebendig, der ganze Körper erschien jugendlicher, frischer.

Man begab sich zu einem kleinen Frühstück — es wurden ja noch weitere Gäste erwartet — in den Saal, wo Gräfin Marciana die Honneurs machte.

So himmlisch schön erschien sie Wladimir noch nie, der sich unter der Menge der Gäste vor ihr zu verbergen suchte, im Vergleich mit diesen in zottige Mäntel gehüllten, nach Stiefelschmiere riechenden, lärmenden, trinkenden Männern; Winsk nahm es diesmal nicht so genau mit den Einladungen, den Hauptzweck im Auge. Ihre weißen Hände tauchten überall auf, wie junge Mäwen über schmutzig grauen Wogen, ihr edles, blendendes Antlitz mit dem liebendwürdigen Zug der vornehmen Hausfrau, der

jeden Trunk würzt, beleuchtete förmlich die dunklen, bärtigen Köpfe rings umher. Vergebens suchte er darin die Stunde in der Kapelle. Als sie selbst auf ihn zutrat und ihm die Hand zum Morgengruß reichte, da zögerte die seine, als sei sie nicht mehr würdig dieser Berührung.

„Wir werden bei Cyril die Rückkehr der Herren erwarten, Elenor und ich. Dort endet, wie ich höre, die Jagd,“ sagte sie unbefangen. „Ihren kranken Nerven wird dieser Tag im Walde sehr wohl thun! Sehen Sie nur einmal meinen Mann an, wie er vortrefflich aussieht, nur im Vorgefühl der Jagd lust. Weidmannsheil, Graf Wladimir!“

Er antwortete nichts, die Kehle war ihm zugeschnürt. „Das vermag nur ein Weib,“ dachte er sich und blühte ihr blöde nach.

Sie ging zu Winsk, knöpfte ihm vorsorglich das Pelzwams zu, goß ihm ein Glas Rotwein ein und ließ geduldig seine schwere Hand um ihr weiches Kinn streichen. Wladimir konnte keinen Blick davon wenden. Die dunkle Röte, die in Winsk's Gesicht aufstieg bei dieser Berührung, empörte sein Blut, es kam ihm vor als wie ein frecher Raub, Elenor's Stimme erst zog ihn ab, die, bis jetzt in



Im Untersuchungsgefängnis. Gemälde von Frank Poll. (S. 83.)

Küche und Keller beschäftigt, rasch hinaufgeklommen, um Wladimir vor dem Ausbruch noch zu sehen. Ihr herzliches Wesen war glühende Kohle auf seinem Haupte, er kam sich vor wie ein erbärmlicher Schelm; seit dieser Nacht war sein Verhältnis zu ihr eine fortgesetzte Lüge, das fühlte er, und doch sollte dasselbe gerade heute abend feierlich all den Gästen mitgeteilt werden — es fand sich gar nicht mehr Gelegenheit, die Erklärung wenigstens aufzuschieben.

Elenor war das veränderte, krankhaft zerstreute, gedrückte Wesen Wladimirs schon lange eine bittere Sorge. Sie suchte den Grund in politischen Sorgen und Geheimnissen, die schwer auf ihm lasteten; um so weniger fiel es ihr heute auf, wo, wie sie wusste, wichtige Dinge in dieser Beziehung zur Entscheidung kommen sollten.

Brandmann ließ zornig sein Jagdhorn im Hofe ertönen. Lachend, schlechte Witze sich zureisend, in vortrefflicher Jagdlaune verließ man den Saal. Die Treppe knarrte unter den schweren Stiefeln, das Gewölbe hallte wider von dem lauten Gelächter. Heulend empfingen die Rüden die Gesellschaft. Man beschloß, auf die zu spät kommenden nicht zu warten, nur ein Knecht wurde zurückgelassen, der sollte sie empfangen. Die Tage sind ehehin zu kurz in dieser Jahreszeit.

Der bunte Zug setzte sich in Bewegung dem Walde zu, voran Brandmann mit seinen Leuten und den Hunden, dann die Jäger unter Anführung Minskys.

Als Wladimir sich umwandte, sah er Marciana am Fenster, ihre Blicke begegneten sich. Er dachte an nichts mehr als an den Abend, wo er sie wiedersehen werde in der Vogelmühle, und überhörte ganz darüber die hoffnungsvollen Jagdgespräche, die rings um ihn geführt wurden.

Es galt heute hauptsächlich den Sauen, deren es im Kalsuciner Walde in Hülle gab, außerdem rechnete man auch auf Hochwild, ja sogar ein Bär war von Brandmann in einem Trieb bestätigt worden, der heute gemacht werden sollte. Er bildete den Hauptanziehungspunkt des Tages. Jeder setzte seine Hoffnung darauf, auf ihn zu Schuß zu kommen. Die Aufregung über ihn verdrängte vorderhand sogar jedes politische Gespräch, dazu war nach der Jagd noch Zeit genug; der Eifer schien in dieser Beziehung überhaupt nicht so groß. Nur der dicke Nebel, der gar nicht weichen wollte, drohte den sonst sicheren Erfolg in Frage zu stellen.

Die Treiber mit den Hunden zogen unter Führung eines jungen Jägers ab, um ihre Posten einzunehmen, während Brandmann die Herren anstellte. Er unterließ es nicht, vorher dieselben zur Vorsicht betreffs des Schießens zu ermahnen, bei dem Nebel sei leicht ein Unglück geschehen.

Eine Tannendickung dicht am Eingang des Holzes bildete den ersten Trieb. Die Gespräche verstummten, das prüfelnde, erwartende Gefühl, das der Jagd den hohen, unvergänglichen Reiz gewährt, beherrschte die Männer. Zulezt war nur noch Wladimir übrig.

„Ein Hauptwechsel, Graf,“ sagte der Förster, als er ihm den Platz anwies. „Eigentlich kein Platz an einem solchen Tag. Man denkt da an ganz andere Dinge, als an das Wild. 's wär' Sünd' und Schab', Herr Graf.“

„In einem solchen Tag? Was ist denn heute für ein Tag?“ fragte zerstreut Wladimir.

Brandmann lachte. „Nun bin ich beruhigt. — Ihr Verlobungstag, Herr Graf. Sagten Sie nicht so?“

„Ja so, ja! Du hast recht! — Doch deshalb... — Wo steht der Graf?“

„Drei Schützen unterhalb. Haben Sie ihn nicht stehen sehen?“

„Ich achtete nicht darauf.“

Brandmann schüttelte den Kopf und entfernte sich; als er sich nach wenigen Schritten umblückte, sah er Wladimir, den Kopf in die Hände gestützt, auf einem Baumstumpf sitzen, das Gewehr stand noch unberührt neben ihm.

„Sind das Jäger!“ murmelte er ärgerlich. „Herrgott, wie ich in dem Alter war!“

Der Nebel zog in krausen Fäden um die verwitterten, schneebedeckten Tannen. Kein Lüftchen regte sich, kein Laut.

Wladimir starrte teilnahmslos in die Dichtung, er philosophierte über den Blick Marcianas bei der heutigen Begrüßung, was wohl darin gelegen sei? Vorwurf nicht! — Abscheu nicht! — Liebe auch nicht! — Mitleid? Ja, Mitleid war es, Mitleid mit dem kranken, zerrütteten Mann, der im Fieberwahn so entsetzliche Worte sprach, im Taumel unseliger Leidenschaft; sie hielt ihn für unzurechnungsfähig in diesem Augenblick — oder war es doch anders? Dachte sie ganz im Geheimen wie er, wagte sie nur nicht zu denken den Gedanken, und freute sie sich doch in ihrem Innern, daß er ihn dachte, daß er als Mann die furchtbare Schuld desselben auf seine Schulter nahm und ihr dann — wenn es wirklich so weit käme — nur der schuldlose Genuß bliebe?! O, dieses Grübeln und Wühlen, das doch nur immer das zu Tage fördert, was das Herz im Geheimen wünscht — wie entsetzt es alle Dinge.

Das Horn ertlang. Mit „Hussa!“ und „Hurra!“ gingen die Treiber an, unter Hundengebell. Die alte Jagdlust regte sich in Wladimir trotz allem, er griff zur Büchse und drückte sich an den Stamm einer Fichte.

Ein Schuß dröhnte dumpf — ein zweiter — der Lärm nahm zu. Die Rüden hatten Wild aufgestöbert, ihr Gebell nahm die Richtung gegen Wladimir. Die Lust des Tötens packte ihn, das Gewehr schußbereit, durchforschte er die Dichtung; immer näher klang's, die Hunde schienen jetzt auf einem Punkt versammelt, dem Laute nach. Die Schützenlinie hinab knallte es munter darauf los, leise Rauchwölkchen mischten sich mit den Nebeln. Jetzt krachte es im Dickicht — er war schußbereit — ein Eber stürzte heraus, schäumend, mit blutunterlaufenen Augen. Einen Augenblick starrte er, doch hinter ihm lärnte die Meute. Da bligte der Schuß auf, er stürzte zusammen, den Schnee rot färbend, über ihn her die lechzenden Hunde. Wladimir sprang hervor mit gefülltem Fänger und trieb sie hinweg, er wollte ihn allein töten. Der Eber richtete sich auf, fleischte wutentbrannt die mächtigen Hauer gegen ihn. Wladimirs Augen sprühten, er achtete nicht der Gefahr, er stieß ihm den Fänger bis an den Griff in die zottige Brust; ein Blutstrom quoll aus dem Rachen des gefällten Tieres. Wladimir betrachtete mit Wohlgefallen die blutige Klinge, ein grausamer Ausdruck lag jetzt auf seinen von der Aufregung geröteten Zügen. Er zog den Eber zu seinem Stand und setzte sich wieder auf den Baumstumpf, als kümmerle ihn die ganze Jagd nicht mehr; dann tauchte er den Finger in das strömende Blut und schrieb damit in den Schnee — er erschraf selbst, als er plötzlich Marciana las in blutiger Schrift.

Der Lärm verstummte, der Trieb war zu Ende. Er hätte bald Brandmann übersehen, der auf ihn eilig zukam, und hatte gerade noch Zeit, den Namen rasch zu verwaschen; doch der hätte ihn wohl nicht bemerkt in seiner Freude über den gefällten Eber.

„Da wird der Herr Graf eine Freude haben,“ sagte er. „Keinem gönnt er das Kapitaltier lieber, das weiß ich gewiß.“

Man rief sich zu von allen Seiten. Die Treiber nahmen das Wild auf. Das Ergebnis war ein vortreffliches. Man wollte keine Zeit verlieren.

Minsky war in der rosigsten Laune, er hatte selbst ein Schwein erlegt, und gratulierte Wladimir herzlich zu seinem Jagdglück, er sah heute wirklich um zehn Jahre jünger aus, keine Spur von Altersschwäche oder Müdigkeit.

„Das ist so ein Tag nach meinem Geschmack, darüber könnte ich die ganze leidige Politik, Weib und Kind, das ganze Estrup vergessen,“ meinte er lachend, im Vollgefühl der Weidmannslust. „Das begreiffst Du nicht, nicht wahr? Wäre auch schlimm. Warte es nur ab, mein Junge, es kommt die Zeit, wo keine Freude, kein Genuß stand hält, außer die Jagdlust!“

„Bei Dir kommt sie nur etwas zu früh,“ konnte Wladimir sich nicht unterwinden zu sagen.

„Zu früh? Du willst mir wohl schmeicheln, Junge!“ entgegnete lachend der Graf.

„Das nicht, aber Du hast ein junges Weib,“ entgegnete Wladimir.

„Das ich lieber haben soll als die Jagd, meinst Du? — Hab' ich auch! Hab' ich auch! Aber auf eine andere Art, als ihr Jungen —“

„Auf eine Art, die Dir vollauf Zeit läßt zur Jagd, nicht wahr?“ meinte Wladimir.

„Ganz richtig, und das muß auch sein! Nichts Lächerlicheres als ein verliebter Graubart.“

„Gnaden, Herr Graf!“ unterbrach die Mühe ziehend, Brandmann das Gespräch. „Da wär' Ihr Stand. Ein guter Stand! Wenn Sie sich erinnern, Graf Slupeki schoss hier vor zwei Jahren drei Sauen und einen Hirsch.“

„Der arme Slupeki!“ äuferte Minsky, seinen Stand einnehmend.

„Warum arm?“ fragte Wladimir.

„Er wurde voriges Jahr in Deutschland erschossen auf einer Jagd aus Unvorsichtigkeit. Ein erbärmlicher Tod — noch dazu von einem Verwandten!“

„Verdammtes Pech!“ murmelte Wladimir und folgte Brandmann.

Hundert Schritte weiter wies dieser ihm seinen Platz an.

„So nahe neben dem Grafen?“ fragte erstaunt Wladimir.

„Es ist ein Hauptplatz,“ erklärte der Förster. „Die Herren müssen zusammen schießen können. Sie denken wohl an den Grafen Slupeki? Um so vorsichtiger werden Sie sein.“

Er ging weiter.

Wladimir stand in einem dicht stehenden Fichtenhochholze; nach Gewohnheit geübter Jäger suchte er sich eine Lücke zwischen den Stämmen aus, um, falls ein Wild flüchtig anlaufe, dasselbe beim Passieren derselben zum sichern Schuß zu bekommen. Es war schwer eine zu finden, die Stämme standen dicht und hemmten jeden Augenblick die freie Durchsicht, man sah keine zwanzig Schritte weit; er mußte seinen Standpunkt etwas verändern. Jetzt ging es besser, eine schmale, aber lange Gasse bildete sich jetzt zwischen den Stämmen. Als er eben mit dem Auge derselben folgte, stieß es plötzlich auf den Grafen Minsky, seinen Nachbarn. Eben wollte er ihn anrufen, wie es Sitte ist auf Treibjagden, um dem Nachbar seine Stellung anzugeben — da stieg der Groll in ihm auf — so stand er ihm überall im Wege, dieser Minsky! Zugleich bemerkte er eine zweite,

zwar noch schmälere, aber ebenso weit sich hinziehende Lücke, die er zum Schußfeld nehmen konnte. Er war ja ein guter Schütze — so rief er lieber nicht. Immer wieder schweifte sein Blick hinüber zum Grafen, der schußbereit, stramm aufgerichtet unter einer Eiche stand; von da aus machte der Mann einen hünenhaften Eindruck. Er dachte daran, wie er vorhin von seinem Weibe gesprochen, mit welcher Kälte, er dachte an die Art, mit welcher er sie liebte, und helle Wut stieg in ihm auf. Er konnte das Glück nicht einmal genießen, nachdem alle seine Pulse schlugen, es war wertlos in seinen Armen, hübenhaft zerstört, damit es nur kein anderer genieße!

Nein, das dürfte nicht sein, es soll doch noch genossen werden, wenn auch nach Jahren, nach Jahrzehnten des Wartens. Das geduldige Warten konnte ihm niemand verbieten — er nicht und sie auch nicht — und Elenor? Besser einmal schmerzhaft zu Tode getroffen, als zeitlebens betrogen, belogen! — Warten! lautete seine Parole. Dann zählte er unwillkürlich seine Bekannten und Verwandten auf, die älter waren wie Minsky — um wie viel älter! Er dachte an Berichte, die er gelesen, von Männern in den neunzig, in den hundert! Dann dachte er an den unglücklichen Slupeki! Er erinnerte sich jetzt, ihn einmal gesehen zu haben. Es war ein alter Mann, gewiß in den siebzig, hätte er das Unglück nicht gehabt, er lebte wohl noch lange.

Der Jagdlärm begann. Minsky schoss gleich zu Anfang.

Wladimir sah das Feuer aufblitzen und ein Rauchwölkchen zog sich die Lücke herauf gegen ihn.

„Wie unvorsichtig der Graf ist,“ dachte Wladimir, „da herauf zu schießen.“

Der Lärm der Hunde kam wieder ferngerade auf ihn zu, er glaubte ein Stück Hochwild ziemlich weit vor sich zu erblicken, es tauchte nur blühtig zwischen den Stämmen auf. Er hielt die Büchse vor die schmale Lücke; sobald er darin das Wild am Korne sah, mußte er Feuer geben. Jetzt war es ganz nahe — es war ein Hirsch. Er mußte die Lücke passieren — der Finger berührte den Drücker. Da erblickte er einen menschlichen Kopf durch das Visir — Minskys Kopf! Das Herz zuckte, als wollte ihn der Schlag treffen vor Entsetzen, da wischte es rot darüber — der Hirsch! Der Schuß krachte — ein wilder Aufschrei ertönte — die Hunde eilten kläffend dem gefallenen Wilde nach. Wladimir hielt noch die rauchende Büchse vor sich und blickte abschafel über sie hinweg; der Kopf war nicht mehr sichtbar. Die Kniee zitterten ihm, er wollte vorwärts und — konnte nicht! Aber das war ja nicht möglich, der Graf stand ja in der andern Lücke, und doch sah er deutlich den Kopf, als er auf den Hirsch schoss — und schoss doch! „Mörder!“ donnerte es ihm ins Ohr. Wahnsinn! Mörder? Er schoss ja auf den Hirsch! Unglück! Entsetzliches Unglück! Aber als er abdrückte, das erinnerte er sich deutlich, war der Kopf auf dem Visir, nicht der Hirsch! Er war nicht mehr Herr über seine Finger. Der Graf allein ist schuld, wenn —

In einem undenkbar kurzen Augenblick dachte er das alles.

„Minsky!“ rief er jetzt in Todesangst. Keine Antwort. Nun sprang er vorwärts von Baum zu Baum. „Minsky!“ — Nichts! Noch zwei Sprünge — ein schwarzer Gegenstand lag im Schnee — ein Reh — daneben noch etwas, es bewegte sich, ein dumpfer Laut ging davon aus — Minsky!

Er stieß einen Schrei aus, sank in die Kniee vor Entsetzen und starrte doch mit einer sonderbaren Eier auf den sich windenden Körper. Dann eilte er in wildem Laufe hin.

Minsky lag am Boden mit blutüberströmtem Gesicht, seine Hände wühlten im blutgefärbten Schnee, er richtete sich halb in die Höhe. Ein nicht mehr irdischer Blick traf Wladimir, er hob die Arme gegen ihn. „Du!“ ächzte er lang gedehnt und sank zurück auf die Erde.

Ein furchtbar anklagender Ton lag in dem „Du!“ Wie Donner des jüngsten Tages schlug er an Wladimirs Ohr und schmetterte ihn zu Boden vor dem Sterbenden. Er hob das blutige Haupt empor mit dem grassen Blick.

„Ich bin unschuldig daran. Warum verließest Du Deinen Platz?“ flüsterte er eilig, als fürchtete er, Minsky könne seine Rechtfertigung nicht mehr hören.

Ein bitteres Lächeln zog um den Mund des Sterbenden, dann ruhte sein brechendes Auge mit letzter hellsehender Kraft, wie sie nur der Tod verleiht, auf Wladimir.

„Ja, Du bist unschuldig — vor der Welt!“ setzte er abgebrochen hinzu.

„Und auch vor Dir!“ flüsterte hastig Wladimir, „ich schwöre!“ Er hob den Arm.

Minsky suchte vergebens ihn herabzuziehen, matt fiel seine Hand zurück.

„Schwöre nicht!“ ächzte er, „schwöre nicht! Ich bin ein schweigsamer Mann — wozu? Wozu? — Ich glaube es ja!“

Er wurde immer matter. Wladimir war gebannt an seinen Mund.

„Arme Elenor! Verlasse sie nicht! Ja so, ich ver-“

Es wurde laut. Stimmen nahen sich, ein Hund schlich ängstlich herbei und beschneufelte den Grafen.

Da richtete sich Minsky noch einmal auf und packte plötzlich, einen häßlichen Gurgelton ausstoßend, den sich sträubenden Wladimir mit Riesenkraft an der Gurgel.

„Marciana!“ kreischte er auf. „Und Du sollst sie doch nicht haben — Schurke!“

Wladimir fühlte seine Sinne schwinden vor Entsetzen, es war ihm, als ob der Tod ihn umklammere, der Atem ging ihm aus. Der Name „Marciana“, der tödliche Angriff erweckte den alten Haß. Mit beiden Händen drückte er den Sterbenden gewaltsam von sich, plötzlich ließ die eiserne Umklammerung nach, bleiern fiel der Körper Minsky nach rückwärts — regungslos — tot!

Wladimir, weiß wie Schnee, beschmiert mit Minsky's Blut, beugte sich leuchtend über den Leichnam. Er tastete mit zitternder Hand an die Herzgegend — da war es still. —

„Ich bin schuldlos, Minsky!“ Das eine Auge starrte ihn höhnisch an, er mußte sich abwenden, da trachten Zweige, er blickte auf — Brandmann stand nur wenige Schritte entfernt, sprachlos vor Entsetzen, mit aufgerissenen Mund und starrem, auf den Toten gerichteten Blick; hinter ihm in einiger Entfernung näherte sich lärmend, schreiend, lachend die ahnungslose Jagdgesellschaft.

Wladimir war in qualvoller Ungewissheit, ob der Förster die letzten Worte Minsky's noch gehört, sein wahnsinniges Ringen mit ihm noch gesehen, er mußte ja dann glauben, daß ein absichtlicher Mord geschehen sei.

„Tot?“ brachte Brandmann endlich mühsam hervor.

Wladimir nickte mit dem Kopfe, er atmete erleichtert auf. Brandmann war zu spät gekommen, er hatte nichts mehr gesehen und gehört. Er war sehr zögernd näher getreten, beugte sich zitternd über den Grafen und sah ihm in das entstellte Antlitz.

„Herrgott, sei ihm gnädig!“ murmelte er; eine Thräne fiel auf den Toten.

„Und — wie — wie ist das Unglück geschehen?“ fragte er, lallend wie ein Kind, mit von Thränen erstickter Stimme.

„Der Graf verließ seinen Stand, wohl um das geschossene Reh zu holen, ohne es mir anzudeuten. Ich schoß auf einen Hirsch — die Kugel traf ihn.“

Brandmann stierte ihn sprachlos an.

„Sie, Graf Wladimir?“ fragte er entsetzt; dann glitt plötzlich sein Blick auf den grauen Jagdroß Wladimir's und blieb starr daran haften.

„Was gaffst Du denn, Mensch?“ herrschte er ihn an.

„Hele Hilfe, vielleicht ist noch Rettung möglich!“

„Der Graf lebte noch, als Sie zu ihm kamen, nicht wahr?“

Sein Blick wich nicht von der Joppe. Wladimir sah unwillkürlich herab, blutige Fingerabdrücke waren deutlich darauf zu sehen, auch das gewaltsam durch die Griffe des Sterbenden gezerrte Hemd war blutig.

„Ja, er lebte noch,“ stotterte unsicher Wladimir.

„Er rief auch noch, nicht wahr? Den Namen der Gräfin rief er. Ich glaubte mich zu irren — aber da er noch lebte —“

„Ja, er rief auch noch, aber es war unverständlich,“ erwiderte Wladimir. Plötzlich schien ihm das Eingehen auf ein förmliches Verhör von Seiten Brandmann's sehr unpassend.

„Was gaffst Du denn?“ herrschte er ihn nochmals an. „Du bist eigentlich schuld an dem Unglück mit Deinem unvorsichtigen Anstellen. Ich mache Dich noch aufmerksam darauf.“

„Ja, es war unvorsichtig, das Anstellen, Ihr habt recht, Graf,“ sagte Brandmann mit einem Blick, der Wladimir an den letzten höhnischen des Grafen Minsky erinnerte.

Das alles spielte sich in wenigen Minuten ab. Die Jagdgesellschaft ahnte noch immer nichts von dem Unglück, sie stand einige hundert Schritte entfernt im Hochholz versammelt zum nächsten Triebe. Brandmann's Horn rief sie herbei.

Ein jäher Schreck ergriff alle beim Anblick der Leiche, dieses blutigen, entstellten Antlitzes, das eben noch allen so lebensvoll und froh zugelächelt. Es wirkte erschütternd.

Von allen Seiten fragte man, wie das geschehen. Wieder mußte Wladimir den ganzen Hergang erzählen, während Brandmann knieend die Wunde untersuchte. Die Kugel war hinter dem rechten Ohr eingedrungen, hatte aber den Schädel nicht durchlöchert, sondern war wohl abgeglitten, einen langen Schußkanal quer durch die Kopfhaut ziehend.

Es war daher ganz begreiflich, daß der Tod nicht sofort eintrat und der Graf noch rufen konnte.

Das größte Mitleid wandte sich, wie in solchen Fällen gewöhnlich, Wladimir zu. Der Umstand, daß Graf Minsky, wie auch Brandmann bestätigen mußte, seinen angewiesenen Platz ohne Warnung an seinen Nebensitzen verließ, ließ ihn vollständig unschuldig an dem Unglücksfalle erscheinen, der jetzt seine ganze Jugend vergiften sollte.

Man ehrte seinen Schmerz, als er plötzlich in dem Augenblicke, wo die Leiche des Grafen von mehreren Bediensteten aufgehoben wurde, laut schluchzend vor derselben in die Kniee sank und noch einmal die edlen Züge nach einem Schein von Leben durchforschte.

Und doch ahnte man nur die Hälfte des Schmerzes, der seine Brust durchwühlte — die Erinnerung alles dessen, was der Graf seit seiner Kindheit für ihn, für

seine Eltern gethan, den Schmerz um den verlorenen, mit eigener, unglückseliger Hand getöteten väterlichen Freund, nicht das furchtbar marternde Bewußtsein, daß dieser väterliche Freund mit dem wahnsinnigen Glauben aus der Welt schied, nicht ein blinder Zufall, sondern teuflische Absicht habe ihn getötet. Dieses Bewußtsein schüttelte Wladimir wie im Fieberfroste, so sehr er auch seiner Unschuld sich bewußt zu sein glaubte. Stand er nicht auch vor Brandmann wie ein Verbrecher? Auch dieser schöpfte Verdacht — wegen der blutigen Fingerabdrücke an seinem Gewande, wegen des Rufes „Marciana!“, den er wohl gehört hatte. Was konnte aber er für den Irrwahn eines Sterbenden, sein Gehirn war ja zerstört, er konnte sich doch nicht nutzlos erwürgen lassen! Und auch Marciana wird ihm mißtrauen. Ja, warum denn Marciana?

„Gib mir wenigstens Hoffnung, wenn es einst von selbst bricht, das edle Herz!“ sagte er noch gestern zu ihr, ein böser Geist gab ihm die Worte ein — und Mona, auch sie wird ihn so anstarren wie Brandmann — alle — alle werden sie mit Fingern auf ihn deuten, ihn verfolgen mit ihren Blicken und Stichelreden und geheimem Klüstern bis zum Wahnsinn. Ja, und warum denn? War solch ein Unglück nicht schon vielen begegnet? Wer klagte den Verwandten des Grafen Slupski damals an? Niemand!

Was konnte er für die Verhältnisse, daß er zufällig Marciana lieben mußte? Deshalb dachte er doch keinen Augenblick an so Entsetzliches — an einen Mord! Aber an Minsky's Tod dachte er doch oft in den letzten Tagen — natürlichen Tod, selbstverständlich — im Augenblick, wo er den Kopf des Grafen über den Gewehrlauf herüber erblickte — da wollte er absehen — da sprang der Hirsch herein — die Jagdleidenschaft ließ ihn alles vergessen — wie einem nur so furchtbare Gedanken kommen können, weil ein halb betworfloser Sterbender wirte Worte gesprochen.

In diese Flucht der Gedanken verloren, ging er schweren Schrittes hinter der Leiche, welche, auf eine schnell bereitete Tragbahre aus Baumzweigen gelegt, von vier Leuten auf Befehl Brandmann's nach der in der Nähe sich befindlichen Bogdanmühle gebracht werden sollte.

Es war ein eigentümlicher Trauerzug, der sich durch den trübseligen Nebel hindurchbewegte. Wie ein edles gefälltes Wild lag Minsky auf dem Tannenreis, umgeben von den Jägern, die mit entblößten Häuptern nebenher schritten, während der Tröf mit den sich würgenden, bellenden Hunden, Gebete murmelnd, folgte; der leidenschaftlich die Jagd über alles liebende Graf hatte sich am Ende kein anderes als dieses echt weidmännische Leichengefolge wünschen können.

Wladimir achtete in seiner verzweifelten Stimmung anfangs gar nicht auf die Richtung, die der Zug nahm; plötzlich stuchte er, das Rauschen des Mührades drang an sein Ohr.

„Wohin, Brandmann?“ fragte er den Förster, der tief gebeugt neben der Bahre schritt, ohne einen Blick davon abzuwenden.

„Zu Cyrill, Herr Graf,“ erwiderte er, ohne sich umzuwenden.

Ein entsetzlicher Gedanke kam ihm.

„Das ist unmöglich!“ rief er, stehen bleibend. „Halte an! Die beiden Gräfinnen warten in der Bogdanmühle; sie müssen erst vorbereitet werden.“

Man stimmte ihm allgemein bei, nur Brandmann meinte, dieses Geschäft könne er selbst am besten übernehmen, die Gräfin sei ja eine starke Frau, und Comtesse Elenor höre es am besten von Graf Wladimir, ihrem Verlobten.

Sein Auge ruhte dabei mit einem eigentümlichen Ausdruck auf dem dieses grauenhafte Botenamt energisch zurückweisenden Grafen. So grausam auch diese Forderung gerade an ihn, den Unheilthäter war, so mußte er zuletzt doch dem allgemeinen Drängen nachgeben, als sich niemand anderes dazu bereit fand. Er gab Brandmann den Auftrag, nach kurzer Zeit zu folgen — er fürchtete das Alleinsein mit Marciana und Elenor — dann eilte er voraus, der Mühle zu.

Wie sollte er das Entsetzliche vorbringen, er, der wenn auch unschuldige Thäter? Er hatte zu viel auf sich genommen. Er zitterte nicht sowohl vor dem jähen Schmerz, den er Elenor bereiten werde mit seiner Hiebepost, als vor Marciana — warum aber vor ihr mehr? Er wußte doch ganz genau, daß Marciana's Schmerz in keinem Verhältnis stand zu dem Elenor's — so zitterte er bei ihr vor etwas anderem — vor ihrem Blick, vor ihrem Verdacht! Er wird sich verraten! Wahnsinniger, was denn verraten? Es gibt ja nichts zu verraten! Herrgott, am Ende hat ihn der graue Blick des Sterbenden wahnsinnig gemacht!

Das Klappern und Rauschen tönte jetzt ganz nahe, es ging ihm durch Mark und Bein, schon blickte das moosbedeckte Dach zwischen den Bäumen und das sich langsam drehende Rad Cyrill's. Er blieb stehen und überlegte nochmals alles, was er sagen wollte, wie er es sagen wollte. Auf einem Umweg ging er an den Bach und versuchte die roten Flecken aus seiner Joppe zu waschen, sie wollten nicht weichen, da schlich er von rückwärts der Mühle zu. Es mußte rasch gehandelt werden, sonst kamen sie ihm zuvor mit der Leiche.

Einen Augenblick kam es ihm in den Sinn, zu fliehen, ganz fort, er fühlte sich nicht im Stande, hineinzutreten, nur einen Augenblick, dann sagte er sich, daß dazu kein Grund gegeben sei. Aus dem niedern Stall drang Pferdegewieher, wohl Matka.

Der Mühraum war leer. Das Geklapper und Geräusch machte ihn ganz toll, die ganze Hütte wackelte unter dem Umtriebe des Rades.

Die beiden Damen waren jedenfalls in der Stube und ließen sich, wie gewöhnlich, von Cyrill Geschichten erzählen. Er wollte aber Cyrill zuvor allein sprechen, wie das machen? Da kam ihm ein Gedanke. Er war hier wohl bekannt, als Kind schon spielte er mit dem alten Cyrill; er drückte den Hebel nieder, der das Rad stillstehen machte. Neugierig, widerstrebend stand es, der Lärm verstummte plötzlich. Was er gewollt, geschah.

(Fortsetzung folgt.)

Im Untersuchungsgefängnis.

(Bild S. 81.)

Das lebenswahre, ergreifende Bild des vor kurzem erst gestorbenen englischen Hofmalers Frank Holl führt den Beschauer nach dem Sprechzimmer eines Untersuchungsgefängnisses, einem trüben, schreckensvollen Räume, dessen Wände, wenn sie zu sprechen verständen, Bände mit Erzählungen von menschlichem Elend, von Jammer, Verzweiflung, wildem Trost und später Neue füllten könnten, düstere Erzählungen mit noch düsteren Schlusssätzen.

Hinter einer doppelten Gitterreihe, zwischen welcher ein längst für allen Jammer abgestumpfter Gefängnisbeamter postiert ist, spricht einer der Häftlinge zu seinem armen Weibe, das mit den Kindern gekommen, den Vater zu sehen — den Vater, der wie ein wildes Tier hinter eisernen Stäben gefangen gehalten wird! Schreckensvoll wenden sich die Kinder ab und werden diesen Anblick nie, nie vergessen. Auf einem Stuhle hockt, zusammengekauert, eine weitere Vertreterin des Proletariats, das neugeborene Kind im Arm, und hinter derselben, den Gefängnisinspektor zur Seite, Frauen höherer Klasse. Wen mögen sie an dieser entsetzlichen Stätte sprechen wollen, den Gatten, den Sohn, den Bruder?

Wird die beendete Untersuchung sie der Freiheit wiedergeben? Den Ernährer der armen Familie dort; den Vater jenes selbst im Gefängnis fassen Engelschlag schlummernden schuldlosen, kleinen Weibes; den, den jene im Hintergrunde mit kummervoller Miene und bitteren Thränen erwarten?

Wer weiß?

W.

Die Einführung des Christentums in Rußland.

(Bild S. 85.)

Am 27. Juli dieses Jahres hat in Rußland die Feier der vor 900 Jahren erfolgten Christianisirung Rußlands stattgefunden, ein Fest, welches neben seinem rein religiösen Charakter auch eine große politische Bedeutung hatte. In der alten Residenz der russischen Großfürsten am reißenden Dneprstrom, in Kiew, wurde die Hauptfeierlichkeit begangen, denn in dieser Stadt soll vor 900 Jahren an dem vorgenannten Datum durch den Großfürsten Wladimir das Christentum unter den Russen eingeführt worden sein nach der gewöhnlichen Annahme, die allerdings von verschiedenen Seiten angefochten wird. Dieser Fürst, ein natürlicher Sohn Swatoslaw's, dessen Mutter Olga schon im Jahre 955 in Konstantinopel aus den Händen des dortigen Patriarchen die christliche Taufe empfangen hatte, hielt, im Heidentum erzogen und aufgewachsen, im Anfang seiner Regierung streng zu den alten Göttern, denen er der barbarischen Sitte gemäß Blutopfer darbringen ließ. Er kultigte noch der Vielweiberei und machte sich durch Grausamkeit zu einem allwärts gefürchteten Herrscher. Unter seinem Regiment wurde in Kiew das hölzerne Götzenbild „Perun“ errichtet, dessen Kopf aus Silber gefertigt und mit goldenen Haupt- und Barthaaren ausgestattet war; ein gleiches Götzenbild wurde in Nowgorod am Fluße Wolchow aufgestellt. In Kostow war der Gott der Haustiere, genannt „Woloja“, aufgestellt. Das Volk opferte den Götzen keine eigenen Kinder, um dem Fürsten zu schmeicheln, und diese Opfer wurden ausgelöst. Damalige Schriftstücke erzählen, daß einst, nach günstigem Verlauf eines Feldzuges gegen das Volk der Jatwajagen, ein solches Los auf einen Christenknaben fiel; der Vater des Knaben willigte nicht ein, denselben den Ältesten der Stadt Kiew auszuliefern, und deshalb wurden beide von der darüber erbosten Menge erschlagen.

Doch das Heidentum konnte nicht länger gegen das Christentum stand halten, denn die griechische Religion war schon im neunten Jahrhundert nach Rußland eingedrungen (hauptsächlich in Taurien, dank den griechischen Kolonien); während der Herrschaft Igor's finden wir in Kiew eine Kirche des heiligen Elias, ein Teil des fürstlichen Gefolges war bereits zum Christentum übergetreten, und während der Herrschaft Olgas vergrößerte sich deren Anzahl noch um ein Bedeutendes. Die Glaubenskraft der Anhänger Christi im Gefolge Wladimir's brachte sein persönliches Heidentum zum Wanken, und nachdem er sich mit seinen Bonaren und den Stadtläusen beraten hatte, befreundete er sich mehr und mehr mit dem Gedanken, früher oder später zum christlichen Glauben überzutreten. Nun geschah es, daß ein Krieg mit den Griechen auf der taurischen Halbinsel ausbrach, weil die russischen Fürsten sich des östlichen Teils dieser Halbinsel bemächtigten und von da die Chasaren vertrieben hatten. Wladimir belagerte die Stadt Korfun, deren Einwohner sich heldenmütig verteidigten; da that er das Gelübde, sich taufen zu lassen, wenn es ihm gelänge, die Stadt zu nehmen. Als sich die Korfuner ergeben hatten, hielt er durch Gesandte bei den griechischen



Mondnacht. Zeichnung von Habert-Dys. (E. 86.)



Die Einführung des Christentums in Rußland. Gemälde von Professor Wassil Petrowitsch Werschlagin. (S. 83.)

Imperatoren Basileus und Konstantin um die Hand ihrer Schwester Anna an und gab zu gleicher Zeit kund, daß er beabsichtige, sich taufen zu lassen. Die Imperatoren, erfreut durch diesen Vorschlag, hatten nichts Eiligeres zu thun, als ihre Schwester und Priester zu jenden, welche denn auch den Fürsten, seine Söhne und sein Gefolge taufte (im Jahre 988).

In Kiew angekommen, befohl Wladimir, die heidnischen Opferaltäre und die Götzen zu vernichten. Der Götze Perun wurde keinem Befehl gemäß an einen Pferdehals gebunden, mit Stecken geschlagen und so in den Fluß Dnjepr geschleift; das Volk, das sich seiner Verehrung für seine Götzen nicht so rasch entziehen konnte, weinte bei diesem Anblick. Während dieses Vorgangs wanderten Priester durch die Stadt und predigten das Christentum. Da viele zögerten, Christen zu werden, befohl der Fürst den Bewohnern Kiews, sich am Ufer des Dnjepr zu versammeln, und hier wurde die Tauffeier vollzogen. Hierauf sandte Wladimir christliche Missionäre nach anderen russischen Städten und baute überall christliche Kirchen.

So war Rußland der griechisch-katholischen Kirche gewonnen, die in dankbarer Erinnerung den großen Fürsten mit dem Beinamen eines Heiligen belegte.

Mondnacht.

(Bild S. 84.)

Stille, friedreiche, glanzumwobene Mondnacht,
Welch weltentrückenden Zauber birgst du!
Im Gezweige flüstert der Westwind
Seltsam verworrene, heimliche Laute,
Sprache fremden Landes und doch so verständlich —
Und über Mauern, Dächer und Zinnen,
Ueber strebende Giebel und weithinschauende Erker,
Ueber träumenden See und verschwommenes fernes Gestade
Breitet der Mond sein geheimnisvoll Silberlicht,
Sein märchenhaft umkleidendes, bläuliches, tiefgeschattetes. —
Wie ist es so still! So herzerseht lautlos stille!
Verschlafen nur stimmen im Traume die Vögelin,
Regen die Flügel und ducken sich wieder im Neste. —
Und immer tiefer, immer stiller senkt sich die Nacht,
Und immer höher, immer reiner strebt der Gedanke,
Eine Blume, eine mondlichterschlossene.
Und was ein fühlend, verständnisvoll Menschenherz
Je gedacht und geträumt, je ersehnt und himmelsbetet,
In der traumverlorenen, aufwärts ziehenden Mondnacht
Steigt es empor
Und bekommt Gestalt und ringt nach lautlosem Ausdruck.
Und die Seele schwingt sich auf, auf anderer Welten Flügel,
Hoch über Zeit und Raum und findet, ein Kind, die Heimat,
Ueber den Sternen. w.

Orientalische Perlen und Schmucksteine.

Von

A. v. Schweiger-Lerschensfeld.

(Bild S. 93.)

Unter jenem fruchtbaren Lebensbaume, der vorerst die glanzvolle Welt morgenländischer Kultur beschattete, sind mancherlei Wunder geschehen. Zwei sind es vor allen, welche die Einbildungskraft immer wieder fesseln und beschäftigen: Märchenbilder und irdische Schätze. Verklärt durch die Entfernung in Raum und Zeit, dünken uns Jahrhunderte des arabischen Kulturlebens nichts anderes als ein sonniger Traum, dessen fabelhafte Gestaltungen der Wirklichkeit entnommen zu sein scheinen. Es sind keine gaukelnden Luftspiegelungen, sondern Dinge der realen Welt, welche vor unser geistiges Auge treten. In den seltsamen Geschichten von „Tausend und eine Nacht“ werden die Schätze Indiens zum täglichen Brote, goldene Paläste zu Aufenthaltsorten armer Lastträger und hungernder Fischer, Bäume, mit Juwelen als Früchte daran, funkeln in geisterbelebten Wäldern, geheimnisvolle Berleke bergen unermeßliche Schätze, und tugendhafte Erdenöhne gehen in unterirdischen Hallen ein, wo der Reichtum in fabelhaften Erscheinungen sich kundgibt.

Unter allen morgenländischen Märchen entzückt unsere Kinder keines so sehr als jenes vom alten Rudmanamba, der dem braven Hassan seine unterirdischen Schätze zur Verfügung stellt. Es sind aber auch große Kinder durch diese Welt gewandelt, welche durch Reichtümer dieser Art beglückt worden sind. Die Herrlichkeit der Bagdader Kalifen zeigt sich in jenem märchenhaften Baume verkörpert, der ganz aus gediegenem Golde war und Edelsteine zu Früchten hatte. Er beschattete den Thron der Abbasiden, aber es war gewiß mehr Licht und Glanz als Schatten daran. Im figürlichen Sinne breitete derselbe Baum seine Äste über das märchenhafte Samarra, eine Sommerresidenz der Kalifen, wo neben Frauenschönheit die Liebe zu Prunk und Reichtum alle Tugendfreude ausmachte. In jenen Lustgärten am Tigris hat auch die schöne Salama gewohnt, welche einst von ihrem Gatten ausgehört wurde, ob sie jemals einem andern Manne einen Kuß gegeben habe. Es folgte ein Geständnis, daß Salama zwei Perlen von den Lippen eines Bankierjünglings geküßt und um 80,000 Dirhem (das ist ebensoviel Franken) verkauft habe.

Wie viele andere unüberlieferte „Perlenküsse“ mögen in jener längst verschwundenen Zeit wohl geküßt worden sein? Der Zauber ist verloren, die Schätze aber sind geblieben. Die steinige, bürre, im Innern von unermeßlichen Sandwüsten und nur stellenweise von freundlichen Kulturoasen erfüllte Halbinsel Arabien, hat sich mit einem reichen Schmucke umgürtet und denselben von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage behalten. Der Schmuck liegt im Meere, rings an den heißen Küsten. Das rote Meer ist ausgezeichnet durch seine herrlichen Korallenbildungen, der persische Golf durch seine Perlenfaat, die unter

den Wellen auf dem feuchten Grunde ruht. Selbst ernste Forscher, wie E. Hædel, gestehen, daß — was die Pracht der Korallenfelder anbetrifft — jede Darstellung mit Feder und Pinsel ohnmächtiges Beginnen wäre. Die Oberfläche der größeren Korallenbänke von zwei bis drei Meter Durchmesser ist mit tausenden lieblicher Blumenterne bedeckt. Auf den verzweigten Ästen und Sträuchern sitzen Blüte an Blüte. Die großen Blumenkelche zu deren Füßen sind ebenfalls Korallen. Ja sogar das bunte Moos, das die Zwischenräume innerhalb der größeren Stöcke ausfüllt, zeigt sich bei genauer Betrachtung aus Millionen winziger Korallentierchen gebildet. Und all diese Blütenpracht überzieht die leuchtende arabische Sonne mit ihrem Glanze.

Auch die finsternen Abgründe des Meeres schmücken sich mit Wunderwerken seltener Art, weißen Tempelhallen mit farbigen Säulen, die aufwärts streben, als wollten sie im Sonnenlichte glänzen, zarte Gebilde, wie keine menschliche Kunst sie zuwege brachte, spannen sich von Säule zu Säule, an denen Blumen in allen Farben des Regenbogens glänzen. An den Wölbungen irrluchtet ein Sternenhimmel, dessen Pracht nichts auf der Oberwelt gleichkommt; Flure und Partien in diesen unterirdischen Märchenpalästen erheben steinerne Blumenbeete. Das ist jene Welt, wo die zu Stein gewordenen Engelstränen — die Perlen — schlummern. Ihre Paläste sind Korallenbildungen: steinerne Prachtwerke, wo jedes Atom einen Lebensfunken darstellt. Denn all diese Pracht wird nur möglich durch das Zusammenleben unzähliger Millionen winziger Wesen, die von ihrer individuellen Existenz kaum mehr wissen als die Urwesen, deren Tätigkeit die Gelehrten in den Tiefen des Ozeans belauscht haben.

Der Perlergolf birgt unermeßliche Schätze an Perlen, welche bereits im grauen Altertum ausgebeutet wurden, da die Perlen seit jeher für einen dem Golde gleichwertigen Schmuck angesehen wurden. Ein zweiter Fundort ist das Meer bei Ceylon. Die Römer trieben großen Aufwand mit „indischen Perlen“. Der Reichtum (und Uebermut) der Kleopatra konnte nicht besser charakterisiert werden, als durch die bekannte Fabel, nach der die Geliebte des Antonius eine Perle im Werte von zehn Millionen Sesterzen (drei Millionen Mark) in Essig auflöste und trank. Mit den Römern aber ist die älteste Geschichte des Perlenverlustes noch lange nicht erschöpft, denn auch in altindischen Legenden spielen die „Eelperlen“ eine Rolle, und in China stand die „Muschelstruck“ schon tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung in hohem Ansehen, wenn es sich dort bis etwa zweihundert Jahre nach Christo auch nur um die Perlen von Flußmuscheln und erst nach jenem Zeitpunkt um wirkliche Seeperlen handelte.

Die berühmteste Perlenbank der Welt befindet sich bei der Insel Bahrein im Perlergolf. Die Bahreiner Perlen überwiegen alle anderen, welche bei Ceylon, im Golfe von Mexiko und an der Küste Kaliforniens gefischt werden, an Güte. Der Ruhm jener Perlen reicht bis in die ältesten Zeiten hinauf, denn lange bevor der abbasidische Kalifenraum mit seiner Märchenpflanze in jenem Gebiete ausblühte, wußten die vorher dortselbst beherrschten Kulturvölker, namentlich die Chaldeer, die kostbare Habe des Meeres zu schätzen. Damit hängt auch eine gewisse Kontinuität in der Geschichte der Perlenfischerei zusammen. Unermeßlich sind die Reichtümer, welche jene Schätze repräsentieren, die im Laufe der Zeiten dem Meere entstrichen wurden. Die ältesten uns überlieferten Nachrichten über die Perlenfischerei im Perlergolf reichen ins zehnte Jahrhundert, das heißt auf den Geographen Idrisi, jurist. Hieran schließen die ausführlichen Mitteilungen Edrisis aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts. Die von ihm gegebenen Nachrichten sind hauptsächlich deshalb von Interesse, weil der Vorgang beim Tauschen, wie er von Edrisi beschrieben wird, bis auf den Tag, also durch volle sieben Jahrhunderte, bis ins kleinste Detail derselbe geblieben ist. Es sei bemerkt, daß es zur Zeit unseres arabischen Gewährsmannes im Perlergolf etwa dreihundert ertragreiche Perlenbänke gab, welche insgesamt rationell ausgebeutet wurden. Rechnet man an der Hand neuer und neuester Aufzeichnungen einen jährlichen Gewinn von zwei Millionen Mark, so möchte das Gesamtvermögen der persischen Perlenfischerei seit überlieferten Zeiten auf mehrere Milliarden Mark zu schätzen sein. Spätere arabische Berichterstatter, wie Abulfeda (1331), Ibn Batuta (1354) und andere geben gleichfalls ausführliche Nachrichten über diesen Erwerbszweig, der im Laufe der Jahrhunderte mannigfache Fluktuationen erfahren zu haben scheint. Denn ein englischer Bericht aus den dreißiger Jahren meldet beispielsweise von einer Ausbeute (allein auf der Bahreiner Bank) im Werte von mehr als einer halben Million Pfund Sterling, das ist circa zwölf Millionen Mark!

Die Perlenfischerei ist ein mühsames Geschäft, und wenn man mit den Perlen durchaus den Begriff „Tränen“ in Verbindung bringen will, dann wäre am besten der Leiden zu gedenken, denen die Perlentäucher und ihre Familien ausgesetzt sind. Jene gehören an allen Fundorten der niedrigen und ärmsten Klasse der Bevölkerung an. All ihre Vertrautheit mit diesem Schätze des Meeres schützt sie nicht vor der allerbittersten Not. Die arabischen Perlentäucher sehen im Golde wucherlicher Unternehmer, und diese vergeben die Arbeit meist nur in Accord. Der Taucher bekommt für eine Anzahl Muscheln, enthielten sie nun Perlen oder nicht, eine bestimmte Abfertigungssumme. Länger als vierzig Sekunden bis eine Minute hält es kein Taucher unter dem Wasser aus. Er springt aus dem Boote, nackt, mit einem Korbchen und einem Messer versehen, in die Tiefe, löst in fieberhafter Eile so viel Muscheln, als er erhaschen kann, ab und läßt sich dann wieder emporziehen — falls ihn unterwegs nicht der gefürchtete Schwertfisch mitten entzwei geschnitten hat. Die Prozedur des Tauschens läßt sich höchstens dreimal wiederholen, dann tritt beim Taucher eine solche Erschöpfung ein, daß er stundenlang arbeitsunfähig ist. Die erbeuteten Muscheln legt jeder Taucher auf ein Häuschen zusammen; sie werden vom Unternehmer geöffnet und ihr Inhalt je nach Größe und Reinheit des perlmutterartigen Farbenspiels sortiert. Selbstredend gestaltet sich die Fischerei für den Unternehmer zu einem Lotteriespiel von völlig unberechenbaren Chancen, und dies reizt die ostasiatischen Glückstreiter so gut als in anderen Fällen die wohlhabenden europäischen Speculanten.

Eine einzige Perle kann den Unternehmer zum reichen Manne machen. Man denke sich in die Lage dieser Leute, welche meist tief in Schulden festsitzen, wenn die Muscheln geöffnet werden;

man ermesse ihre Enttäuschung, wenn ein Dutzend Muscheln bereits aufgebrochen sind, welche insgesamt keine Perlen enthalten; man ermäge ferner die wachsende Aufregung; da spaltet der leuchtende Arbeiter die nächste Muschel — und ein Freudenjauchzen schallt über das stille Meer! Da schimmert es, das prächtige, kostbare Kleinod, eine verfeinerte Riesenthraue von unschätzbarem Werte. Durch die gesamte Tauchergilde verbreitet sich die Nachricht von dem seltenen Fange mit Windeseile, ohne Telegraph, ohne Telephon. Keine Haufe an einer europäischen oder amerikanischen Börse kann mehr Leben und Bewegung äußern als solch ein Ereignis unter den darbenenden und elenden Perlenfischern. Und der Taucher, der mit Lebensgefahr die Muschel mit dem unschätzbaren Inhalte aus der Tiefe des Meeres geholt hat, er ist ein gemachter Mann; denn gehört auch die Perle nicht ihm, so darf er gleichwohl auf eine außerordentlich hohe Entlohnung rechnen. Er ist nun auf Jahre hinaus von aller Sorge befreit und kann dem Wohlleben fröhnen — einem Wohlleben, das nichts anderes in sich begreift als den unbeschränkten Genuß von Datteln und Reis, ein neues Pendant für sich, vielleicht einen weißen Wollmantel dazu und blaue Hemden für die Frau und die Kinder.

Vielleicht interessiert es unsere Leserinnen, welche bei Lektüre dieser Zeilen ihren Perlenhalsband mit Andacht betrachtet haben mögen, etwas über die Natur dieses Schatzes zu erfahren. Die Aufklärung ist bald gegeben. Die Perlen sind freie, im Tiere vorkommende, aus den Schalenstoffen bestehende Koncretionen. Sie haben keine eigentliche Farbe, sondern zeigen nur das Farbenspiel der Perlmutterschicht ihrer Umhüllung. Bei Perlen, welche ihren ursprünglichen Glanz verloren haben und einen Stich ins Gelbe zeigen, kann man auf ein Alter von mindestens hundert Jahren schließen. Kleine Städte — sogenannte „Perlenhaat“ — werden im Perlergolf in unglaublicher Menge gewonnen; sie kommen aber fast gar nicht in den Handel, da sie an Ort und Stelle oder doch in den Ländern des näheren Vereines von den dort einheimischen Frauen zu Stidereien verwendet werden. Massen solcher Perlen werden übrigens mit Edelsteinen zu einem Arzneipulver zerrieben, das über ganz Asien als geschätzter Artikel verbreitet ist. Kein Wundermacher von Ruf, keine Elixiermacherin, deren die junge, liebevolle Welt im Osten so sehr bedarf, kann dieses kostspielige und selbstredend unschätzbare Heilmittel entbehren.

Die Perlen sind zwar der edelste, vornehmste und berühmteste Prunkgegenstand der Orientalen, nicht aber der reichste. Was die Meere von Bahrein und Ceylon an Perlenfaat enthalten, verschwindet gegenüber den unermeßlichen Schätzen, welche in vielen Jahrhunderten aus den Edelsteingruben Asiens hervorgegangen sind. Es gab Zeiten, wo tausende von Ehrenkleidern, von Tartichen und Panzern, Dolch- und Schwertgriffen, Gewehr- und Pistolenbeschlägen in der irrlichternden Pracht von wertvollen Juwelen glänzten. Der Aufwand war so bedeutend, daß nach großen Schlachten die aus den Wäffen der Gefallenen ausgebrochenen Edelsteine schiffelweise fortgetragen werden konnten. Nicht nur die arabischen, auch die persischen und in erster Linie die indischen Hoshaltungen verfügten über unschätzbare Mengen edlen Gesteins. Noch sieht man mit Staunen den fabelhaften „Flaunthron“ in der Residenz der iranischen Großkönige zu Teheran. Die Diamanten, Rubine, Türkise, Smaragde und Saphire, welche ihn bedecken, sollen noch niemals gezählt worden sein. Das Hauptstück ist eine Diamantenkugel im beiläufigen Durchmesser von zwei Fuß. Der Schatz, welcher unter allen Großen der Welt für den leidenschaftlichsten Liebhaber von Schmucksteinen gilt, besitzt neben seinen unschätzbaren Juwelensammlungen einen Globus, der ganz von Gold ist; Länder und Meere sind auf demselben durch Diamanten und andere Edelsteine so dicht dargestellt, daß man von den geographischen Zeichnungen so viel wie nichts sieht; der Äquator und die Wendekreise sind um den Globus herumlaufende Reife aus Brillanten. Der Erlös für allen Juwelenschmuck, welcher sich in den Schatzkammern des Schahs und an den Einrichtungstücken in seinen Palästen befindet, würde wahrscheinlich eine Summe ergeben, mit der sich die Staatsschulden mancher Großmacht tilgen ließen.

Gleichwohl ist dies alles noch Kinderpiel gegenüber den fabelhaften Schätzen, über welche indische Fürsten verfügen. Gelegentlich der Reise des Prinzen von Wales durch Indien hatten manche Rajahs und Maharajahs die Aufgangstreppe zu ihren Palästen mit meterhohen Pyramiden aus Edelsteinen geschmückt. Indien besitzt die berühmtesten Diamantengruben der Welt, jene zu Golconda im Reiche Hyderabad. Für andere Edelsteine ist Matura auf Ceylon der berühmteste Fundort. Die Juwelierarbeiten von Raunpur gelten für die kostspieligsten und prachtvollsten in ganz Asien. Welche Reichtümer die Türken in den Schatzkammern der Aghas von Baku, die Perlenbänke von Kondutshi auf Ceylon repräsentieren, ist ziffermäßig nicht festzustellen. Historisch bekannt ist die unermeßliche Beute, welche die Afghanen in der Schlacht von Panipat im Jahre 1760 machten, als sie die perlengeschmückten Maharatten niederschlugen.

Auch der größte Teil der in Europa sich befindenden Schmucksteine stammt aus Asien. Die Länder im Sonnenaufgang sind es, welche auch der dunklen Erde ihren geheimnisvoll glühenden und flimmernden Sternenhimmel in Gestalt von Prunksteinen und Juwelen entziehen und damit ihre Fürsten und Fürstinnen, ihre Großen und Reichen, ihre Frauen und Auserwählten zu blendenden Höhenbildern gestalten. Noch immer steigen dort die Schätze der Dämonen aus dunklen Tiefen, erregen Leidenschaften, stürzen Throne und richten neue auf, wandern übers Meer als leuchtender Streif, welcher in der Erinnerung in das Meer von Licht zurückfällt, das einst von den Thronen der Abbasiden, Esiden, Timuriden und anderer Dynastien der reichsten Länder der Erde ausstrahlte. Noch immer spielt, nach dem Pracht und Größe dortselbst längst dahingeschwunden sind, im Orient der Juwelenschatz eine hervorragende Rolle. Der Morgenländer liebt das Schmucke, denn ihm sind diese blühenden Steine nicht allein Schätze von realem Werte, sondern zugleich die Verkörperungen der Traumgeschichte, welche die orientalischen Poeten und Märchenzähler in das nächtliche Watten der Lebensgeister hineingedichtet haben.

Aufgang zu dem Pellerhaus in Nürnberg.

(Bild S. 100.)

Das Pellerhaus in Nürnberg gehört zu den charakteristischsten und schönsten Denkmälern aus der Blütezeit der einst so berühmten Handelsstadt, deren Patrizier ebenso reich wie heiter und kunstliebend waren. Wir schauen hier den mit Figuren und Wappen geschmückten, von einem bewaffneten Stadtrichter bewachten Aufgang zu einer großartigen Wendeltreppe des Hauses, den ein Patrizier mit seiner Gemahlin in der reichen, zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts herrschenden Tracht eben bestiegt. Das prächtige Haus wird von dem Kaufmann Martin Peller auf dem Regendienplatz erbaut und, wie eine Inschrift auf der Giebelfigur des blitzschleudenden Jupiter sagt, 1605 vollendet. Es darf zu den herrlichsten Renaissancebauten der Baukunst jener Zeit gezählt werden und sein jetziger Besitzer, Herr J. R. Eysler, hat mit großen Opfern durch Fachleute von Ruf das Haus restaurieren lassen und dem Publikum unentgeltlich den Besuch gestattet.

Ehemalige Pferdepreise.

Nur ausnahmsweise sind uns Beispiele aus alter Zeit über niedrige Pferdepreise überliefert, wie zum Beispiel ein Fall aus England, wo einmal im 12. Jahrhundert fünfzehn Juchstuten zusammen für 2 Pfund, 12 Schillinge und 6 Pence (ca. 53 Mark) und aus zweiter Hand in vorteilhaftem Handel für die Summe von 4 Schillingen (4 Mark) das Stück losgeschlagen wurden; im allgemeinen dagegen standen gute Pferde ehemals außerordentlich hoch im Preise. In der deutschen Heldensage zum Beispiel leiht Wälthe dem Amalung sein Roß nur unter der Bedingung, daß, wenn er es verliere, er ihm sein ganzes Erbe in Winland abträte. Zu Anfang des 10. Jahrhunderts wurde ein Streitroß mit 30 Joch Landes und einer Hofstelle bezahlt. In Westfalen galt hundert Jahre später ein gutes Pferd 30 Schillinge, und derselbe Preis erscheint auch noch im 12. Jahrhundert, zu einer Zeit, in der 30 Schillinge soviel wie tausend Viertel Weizen galten oder nach heutigem Gelde 1500—1800 Mark. Wälthe von der Vogelweide gibt den Wert des Pferdes, das ihm Gerhard Age erschossen, auf 3 „Mark“ — ungefähr 14 Gulden — an, eine Summe, über deren damalige Bedeutung man sich klar wird, wenn man hört, daß der Ertrag von Wälthes „großem“ Lehen 30 Mark betrug. Allerdings erwarb ein Schlachtroß, das sich in Waffenspielen glänzend ausgezeichnet hatte, damals ebenso gut einen idealen Wert, wie etwa moderne Rennpferde, die sich hervorthun. 1385 verlor der Ritter Simon von Hauke im Gefecht einen schwarzen Hengst, welcher auf 150 Gulden angeschlagen wurde, während ein anderer Hengst, der unter ihm erschossen wurde, auf 130 Gulden geschätzt war, und die Pferde seiner Diener einen Wert von 30—40 Gulden hatten. Unerhört erscheint es, daß im Jahre 1312 der Graf Eberhard von Württemberg ein Roß verkaufte für 380 Mark Silber (1728 Gulden), also eine Summe, um die man damals mehr als vier große Dörfer erstehen konnte.

A. St.

Forellenfang im Elsaß.

(Bild S. 92.)

Schon im Altertum war der Fang der Forelle eine Lieblingsbeschäftigung der Angelsüßer; die Forellen des Glukhens Fibernus in der Nähe des kleinen Arpinum erfreuten sich namentlich bei den Römern eines besonderen Vorzugs, der ja auch von Marcus Tullius Cicero geschätzt wurde während seines Aufenthaltes in seinem Landhause zu Arpinum. Die Forelle verdient auch in der That ihren Ruf in vollem Maße; es gibt wohl wenig Fische, deren Fleisch so zart und wohlschmeckend ist, als das einer Bachforelle, was vornehmlich seinen Grund darin hat, daß diese sich ausschließlich in klaren, kühlen Gebirgswässern aufhält.

Die Forellen gehören zu der Familie der Lachse. Die Bachforelle, etwa 15 bis 20 Centimeter lang, ist sehr hübsch gezeichnet, auf dem Rücken mit schwarzen und an der Seite mit roten Flecken; sie hält sich vorzugsweise in den Gebirgsbächen des nördlichen und mittleren Europa auf; ihr Fleisch ist außerordentlich zart und wohlschmeckend, am vollkommensten im Monat Mai. Diese reizenden kleinen Fische schwimmen sehr schnell, sind außerordentlich scheu und vorsichtig und ihr Fang erfordert daher große Geschicklichkeit; sie gehören, trotz ihrer Zierlichkeit, sogar zu den Raubfischen, da sie kleinere und schwächere Fische fressen. Oft springen sie hoch aus dem Wasser nach Insekten und auf dieser Eigentümlichkeit beruht die gebräuchlichste Art, die Bachforellen mit der Angel zu fangen. Man verfertigt aus bunter Seide eine künstliche Fliege, die man so an dem Angelhaken befestigt, daß die Spitze desselben nirgends hervorragt; diese Fliege läßt der Angler nun immer dicht über der Oberfläche des Baches hin und her tanzen wie eine natürliche Fliege, was gar nicht so leicht ist, wie es den Anschein hat, denn die Forelle ist gar schlaue und vorsichtige und würde ein Juwel oder Juwelen sehr bald bemerken; in dem Augenblicke, in welchem der Fisch aus dem Wasser emporschnellt und die vermeintliche Fliege erschmafft, muß der Angler „anhaken“ und seine Beute auf das Ufer werfen, sonst läßt die Forelle wieder los und schwimmt davon. Wie gesagt, es gehört Übung und große Geschicklichkeit dazu, auf diese Art eine Forelle zu angeln, dafür ist es auch die interessanteste. Man kann auch mit Wurmföder angeln, wobei man denselben entweder im Mittelwasser oder auch ganz auf dem Grunde treiben läßt, doch ist das Angeln mit der künstlichen Fliege natürlich bei weitem amüsanter.

Eine andere Art des Forellenfanges, wie sie namentlich in den Gebirgsbächen des Elsaß häufig betrieben wird, bringt unsere Illustration zur Veranschaulichung. Ein fischreicher Bach wird im oberen Teile seines Laufes an einer etwas breiteren Stelle

durch ein niedriges, enges Holzgitter abgegeschlossen, das sich von einem Ufer zum andern erstreckt; eine Straße oberhalb dieses Gitters steigen mehrere Leute in den Bach, schlagen mit Stöcken in das Wasser und treiben die Forellen vor sich her, die nun entweder mit kleinen Netzen aus dem tieferen Wasser herausgefischt oder einfach mit der Hand auf den flachen, felsigen Stellen gefangen werden; sogar mit Stöcken schlägt man die Fische tot, wie unter Bild zeigt. Man kann sich leicht vorstellen, daß eine solche Art, einen Forellensbach auszufischen, das vollständige Verschwinden dieses wertvollen Fisches aus demselben zur Folge haben muß; es wäre daher wohl zu wünschen, daß ein derartiger Forellensfang gesetzlich verboten würde.

Wegen ihres schmackhaften Fleisches hat man bereits vor längerer Zeit begonnen, die Bachforelle in klaren Waldbächen und Teichen zu züchten und zwar mit sehr großem Erfolge, denn man hat auf diese Art Forellen von 7 Kilogramm Gewicht

und mehr erzielt, während die gewöhnlichen Bachforellen nur ein Gewicht von 0,50 bis 0,75 Kilogramm erreichen; ob aber das Fleisch jener schweren gezüchteten Forellen ebenso schmackhaft ist wie das der kleinen, wollen wir dahingestellt sein lassen. Die Fischzuchtereien von Hünningen erfreuen sich namentlich eines vorzüglichen Rufes und haben sich ein großes Verdienst um die Vermehrung des Fischreichtums, nicht allein im Elsaß, sondern auch im Auslande, erworben.

Außer der Bachforelle ist noch die Seeforelle hervorzuheben, welche in fast allen Alpenseen anzutreffen ist; sie ist bedeutend größer als jene und erreicht mitunter ein Gewicht von 20 Kilogramm; auch ihr Fleisch ist außerordentlich schmackhaft. Eine etwas kleinere Art ist die Meerforelle, auch Lachsforelle genannt, welche vorzugsweise in der Nord- und Ostsee vorkommt; sie steigt, wie der Lachs, in die Flüsse zum Laichen, wandert indes nicht so weit hinauf wie jener.

Das Donauthor im Osten.

Mit Originalzeichnungen unseres Spezialartisten R. Heilmann.



Partie aus der Donauenge: Strompaß „Rajan“.

Die Wunderinseln unserer Träume sind die Länder des Südens und Ostens. Aber nur dann, wenn die Natur ihren ganzen Zauber über sie ausgießt, wirken alle jene Dinge auf uns ein, nach denen wir uns jahrelang gesehnt: fremdartige Blüten und Bäume, Menschen und Städte, Meere, Einsamkeiten, wunderbare Gestaltungen und Geschichten aus verwehten Zeiten. So fährt der Wanderer nach Jahren abwärts auf dem großen Strome, der nach den unglücklichen Wässern des schwarzen Meeres abfließt. Der Wandel der Zeiten hat an den Dingen, die unsere Sinne beschäftigen, wenig geändert. Dazu kommt, wenigstens in jenem Abhänge des Stromlandes, welcher der ungarischen Tiefebene angehört, eine wuchtig auf das Gemüt wirkende Einsamkeit. Dies gilt ganz besonders in der Gegend zwischen Semlin und der Mündung der wasserreichen, aber landschaftlich gänzlich reizlosen Theiß.

Wer diesen Stromläufen mit ihrem einformigen Wechsel von Schiff, Steppe, Buschinseln und vereinzelter Dorfschaften Inter-

esse abgewinnen will, muß sie mit den Gestalten der Geschichte bevölkern. Das ist ein Gewinn, der namentlich allen jenen vollen Genuß gewährt wird, welche gerne in die romantische Sturm- und Drangzeit des europäischen Völkerlebens abschweifen. Diese Zeit fällt mit der Völkerwanderung zusammen. Die südlichen Tiefländer des Donaugebietes sind so recht der Tummelplatz der einander drängenden Völkermassen und kriegerischen Horden gewesen, welche aus den unermesslichen Gefilden Sarmatiens und des fernen Asiens durch die Pässe des Karpathenwalles in das Stromthor der Donau nach Westen vordrangen. Hier — in der Gegend der Theißmündung — stand irgendwo der „Pretterpalast“ Attilas, die königliche Burg der Hunnen, die uns Maximin beschrieben hat. Aus diesem ungeheuren gezimmerten Romabenzelte entbot der furchtbare Weltfürer keine Gesandten nach den abendländischen Höfen, bedrohte sie und ihre Reiche mit Vernichtung oder schenkte ihnen den Frieden, je nach dem Vorwiegen guter oder böser Launen.

Und in demselben Bretterpalaste hauchte der asiatische Weltstürmer seine Seele aus. Die alten Chroniken wissen über dieses Ende eines der wichtigsten Barbarenkönige wenig Einzelheiten zu erzählen. Was Thierry — angeblich nach alten Quellen — hierüber berichtet, mag er zum Teil den eintönig murrenden Wassern abgelauscht haben, die unbewußt den Wanderer zu romantischen Abichweifungen ablenken. So hatte sich auch dem Genannten die wunderbare Märe von dem geheimnisvollen Ende des Hunnenkönigs in von der Einbildungskraft beeinflussten Bildern aufgedrängt. Ein großes Fest ward vorbereitet — erzählt Thierry — und in dem Prunksaale sah man lebhafter denn je die Mundschmelze ihres Amtes walten. Die hunnischen Dichter und gotischen Stalben wetteiferten in ihrer Kunst, weißverschleierte Mädchen jangen Hymnen zum Preise des Tages. Was ging hier in der wüsten Einsamkeit des Donaulandes vor? ... Attila feierte Hochzeit. Seine Erwählte war nicht etwa die Gajarentochter Honoria, die er als Königsbraut in Italien zurüdgelassen, sondern Ildico, ein germanisches Mädchen, dessen eigen-

licher Name Hildegund lautete. Die Sage machte aus ihr eine Königstochter aus dem Frankenlande, ein Fürstenkind aus Burgund. Nach anderen Ueberlieferungen soll sie vollends ein Königskind aus dem fernen Baltien gewesen sein, was, beiläufig bemerkt, wenig glaubwürdig ist.

Die Hochzeit wurde mit großem Pompe gefeiert, sehr im Gegensatz zu der heimlichen Vermählung, welche Attila im Jahre 449 mit der Tochter des Gislam beging. Die germanische

Tumult, die Anwesenden geberdeten sich wie Rasende, das Volk rief ein wildes Geheul aus. In der nächsten Zeit verbreitete sich die Schreckensbotschaft, gleich den Wellen des Meeres über ungeheure Ozeangründe, von der Donau bis zum Uralgebirge, durch das ganze mächtige Hunnenreich. Ueber das Ende des Völkerrägers aber ist niemals Zuverlässiges bekannt geworden. Die lateinischen Urkunden melden von einem Komplott der Hausdienerschaft; die germanische Ueberlieferung legt der jungen Frau als einzigen Beweggrund des Gefühls der Rache gegen den Mann bei, der ihre Eltern getötet. Die hunnische Tradition endlich gibt

Ueberlieferung behauptet, daß der Hunnenkönig die Eltern Ildicos habe erschlagen lassen, um rascher zum Ziele zu gelangen. Damit soll offenbar die spätere Katastrophe dramatisch vorbereitet werden, denn die rauchenden Festlichkeiten waren kaum vorüber, als etwas Seltsames geschah. Nach der Hochzeit verblieb Attila den ganzen Tag über im Palaste. Bedienstete, welche der Ursache dieses Zwischenfalles nachspürten, fanden die Thüren nach den Königsgemächern verschlossen. Die Palastbeamten fingen an unruhig zu werden, sie riefen nach innen, klopfen an den Thüren, erbrachen sie endlich und sahen nun das Entsetzliche: die Leiche des auf weichem Pfuhl hingestreckten Königs, neben ihm seine junge Gattin mit umschleiertem Haupte, in Thränen gebadet. Es entstand ein furchtbarer



Thor in Ada-Kaleh (alte türkische Inselfestung bei Orsova).



Serbische Fischer auf einer Donauinsel unterhalb Orsova.

an, der König sei infolge des schwelgerischen Hochzeitsmahles an einem Schlagfluß gestorben.

Unterhalb der Theismündung tritt uns als bedeutendere Vertikale die Stadt Semlin entgegen, von der nichts Interessantes zu vermeiden ist. Anders verhält es sich mit Belgrad, einer der malerischsten Städte an der unteren Donau. Belgrad ist die „Weiße Burg“ der Serben. Von Rechtswegen sollte sie die Bezeichnung „Rote Burg“ führen, in Rücksicht auf die vielen und blutigen Kriegsskizzen, die sich an die Mauern dieser Stadt knüpfen. Es gibt keinen Punkt an der natürlichen Grenzscheide zwischen dem Abendlande und dem Orient, der eine ähnliche wichtige Rolle gespielt hätte, als jenes Bollwerk an der Einmündung der Save in die Donau. Schon der erste Anblick des Platzes genügt, um seine Bedeutung klar zu machen. Auf hohem Ufer, das von zwei Strömen bespült wird, ragt die Festung empor. Ueber sie sind furchtbare Gewitterstürme hinweggezogen. Im Geschützdonner widerhallen Kanongrößen und Wälle, Blitze erschallen die schrecklichen Rache, ein prasselnder Eisenhagel ging haben und dräben nieder.

manen verloren. Dann kam die glorreiche Zeit, — das denkwürdige Jahr 1717 — in welcher Prinz Eugen, der „edle Ritter“, mit wunderbarem Glanz die türkischen Heerführer über den Haufen warf und die Festung bezwang. Der Kampf aber war nicht zu Ende geführt. Wieder ging Belgrad verloren, bis im Jahre 1789

der greise Feldmarschall Laudon es abermals dem Feinde wegnahm.

Viel umstritten in jahrhundertelangen Kämpfen war auch Semendria, — eine Strecke stromauf von Belgrad — dessen Gründung in die Hunnenzeit verlegt wird. Wenn man auf dem mächtigen Strom fährt, berührt es eigentümlich, am Strande des flachen Ufers plötzlich helle Zinnenmauern und Türme in tadellosem Zustande, als sei dieses altertümliche Bollwerk eine Schöpfung unserer Zeit, austauschen zu sehen. Semendria bildet eine der interessantesten baulichen Staffagen in den südöstlichen Donaulandschaften. Als bald hat man auch die malerische Ruine Golubac — den „Dürrenstein“ der unteren Donau — vor Augen. Mancherlei Geschehnisse, von romantischer Dämmerung umgeben, knüpfen sich an diese Stromsperrung, deren Türme noch allenthalben in gutem Zustande den vorspringenden Uferfelsen krönen. Davor steht eine ungeheure Klippe in dem breiten Strombett. Er heißt „Baba-Raj“, was so viel als das „schreiende Weib“ bedeutet. Ein eifersüchtiger Türke soll seine Gattin auf dem Felsen ausgelegt haben, wo sie hilflos zu Grunde ging. In mondheilen Nächten klingen seltsame, geisterhafte Klageklänge von der Klippe über die sanft dahingleitenden Wellen. Solche Stimmen hat man in der That des öfteren vernommen, doch schließen Verständige, hierbei jeden spiritistischen Ursprung aus. Der Felsen liegt nämlich knapp vor dem großen Stromthore der Donau,



Türkengräber auf der Insel Ada-Kaleh bei Orsova.



Castell auf der Donau bei Bajaz.



Serbisches Ufer am Anfang der Donauenge.

Ruine Golubac.

Felsen Baba-Raj.

aus welchem zuzeiten heftige Stürme hervorbrennen. Dann prallen sie an dem Felsen an, zerteilen sich und verursachen ein leichtes Wimmern an den Ranten und in den Rissen der Klippe.

Der Baba-Raj eröffnet, wie vorstehend angedeutet wurde, das Donauthor zwischen Abendland und Morgenland. Die serbischen und österreichischen Ufer spiegeln sich auf der ruhigen Wasseroberfläche des Stromes, der hier so majestätisch fortzieht, wie kein anderes Gewässer Europas. Die Uferberge setzen sich aber stellenweise im Bette fort und bilden dieser Art jene gefährlichen Schnellen und Schiffsfahrts Hindernisse durch welche die untere Donau sich berüchtigt gemacht hat. Man nennt diesen Abschnitt des Stromes die „Kataraktenstrecke“, obwohl von Katarakten in landläufiger Vorstellung nicht die Rede sein kann. An fünf oder sechs Stellen treten die subaquanten Felsstämme bis nahe an die Wasseroberfläche, so daß bei niedrigem Wasserstande Dampfschiffe über diese Hindernisse nicht hinweg können. Dem Auge zeigen sich letztere nur durch Schäumen des Wasser und eitle Wübel. Das vielgenannte „Eiserne Thor“ befindet sich nicht hier, sondern stromab einer großartigen, tiefen Strompartie, welche das eigentliche Donauthor bildet und „Razon“, das ist Reisel, genannt wird.

In diesem Strompasse, der ein Lieblingsaufenthalt der Adler ist und an Wildheit der Felsenumrahmung in ganz Europa — so weit ein Strombild in Betracht kommt — seinesgleichen nicht hat, pflegen Reisende antiquarische Studien anzustellen, die je nach Maßstab ihrer historischen Kenntnisse, mehr oder minder gründlich ausfallen. Auf dem rechten Ufer erkennt man nämlich deutlich den in den Felsen gebauenen Pfad, auf welchem Kaiser Trajan seine Legionen gegen die kriegerischen Daker zum Siege führte. Eine wohlerhaltene Tafel, welche an einer Stelle in die Felswand eingemeißelt ist, meldet von dem Triumphe der römischen Straketentaktik in lapidarer Schrift:

IMP. CAESAR. DIVI. NERVAE. F.
NERVA. TRAIANIS. AVG. GERM.
PONTIF. MAXIMUS. TRIB. POT. IIII.
PATER PATRIAE COS IIII.
MONTIS — — L. — — II. AN — — BUS.
SUP. — — AT. — — E. —

Als Seitenstück dieses „Trajansweges“ kann man die prachtvolle Chaussee ansehen, welche seinerzeit Graf Szechenyi auf dem gegenüberliegenden (linken) Ufer hatte herstellen lassen. Sie zieht unter Felsengalerien, längs gewaltigen Abhängen und stellenweise über mächtigen Aufmauerungen hart über den Wasserabgründen dahin. An einer Stelle, wo zerbrochtes Gemäuer zwischen Buchwert sichtbar wird, öffnet sich der Eingang zu der Veteranihöhle, welche in der Kriegsgeschichte berühmt ist durch die zweimalige heldenmüthige Verteidigung (1692 und 1788) derselben von einem Häuflein Oesterreicher gegen türkische Uebermacht.

Tritt man von diesem Plätzchen an das Donauufer heran, so hat man eine kleine, langgestreckte Insel vor sich, welche gewöhnlich Neu-Orfowa genannt wird, indes unter der türkischen Bezeichnung „Ada-Kaleh“ (Inselfestung) besser bekannt ist. Was man an dieser Inselfestung an militärischen Schutzbauten sieht, befindet sich fast noch in demselben Zustande, wie vor hundert Jahren. Bis zum 25. Mai 1878 hausten hier die Türken, weit weg von ihren eigentlichen Stammländern; dann ging die Insel in österreichischen Besitz über, und an dem Altbefestigten haben die neuen Herren wenig geändert. Sie lassen die harmlosen türkischen Kolonisten ruhig in ihrer idyllischen Beschaulichkeit und konzentriren auf diese Weise ein Stück Morgenland inmitten des abendländischen Kulturlebens. Die alten Wälle, die schlanken Gebettürme (Minarets), die typischen Gestalten des osmanischen Volkstums — das alles sieht man heute noch, wie zuvor.

Besser als auf Ada-Kaleh möchte es dem westländischen Reisenden, der sich bis hierher verirrt, in dem nahen Kurort Mehadia (richtiger „Herulesbad“) ergehen. Nichts ist überraschender, als der erste Blick von der Thalweitung aus, welche ganz unvermittelt dem Ankommenden die bis dahin verborgenen Herrlichkeiten des Herulesbades enthüllt. Riesiger und Wasser, dunkle Wälder, aus dem Grün hervortretende Promenadenwege, Felszacken hoch oben am hellen, wolkenlosen Himmel, verstreute Häuschen, Alleen, Arkadengänge, Prachtbauten, Villen — das alles mutet uns traumhaft an. Das schönste ist die Wasserschlucht am Nordende des Kurortes, der vorzugsweise vom magyarischen Adel (in früherer Zeit vom rumänischen) besucht wird. Jene Schlucht ist von hohen kahlen Felsen und dichten Waldhängen eingeschlossen, sie ist die landschaftliche Perle der ganzen Gegend. Die rauschenden Wasser erzählen das ewige Märchen von den heilbedürftigen Menschen, welche immer wieder in die Arme der Natur zurückfinden, wenn des Lebens Eitelkeit oder die Sehnsucht nach dem Trunk aus der Hippokrene sie aus dem Weltgetriebe verschleudert hat.

Lautred Kofe.



Orfowa.

Den dritten Abschnitt in diesen Landschaften am „Stromthor“ des Ostens bildet die Gegend um Orfowa, gleich unterhalb des vorstehend geschilderten Passes. Zwar der Ort selbst bietet nichts, die kleine interessante gotische Kapelle unfern der Stadt etwa ausgenommen. Sie bezeichnet nämlich die Stelle, wo die ungarischen Flüchtlinge im Jahre 1848 die ungarische Krone verscharrt hatten, ehe sie türkisches Gebiet betraten. Im Jahre 1859 wurde nach langwierigen Nachforschungen die Krone wieder aufgefunden und zur Erinnerung hieran ließ Kaiser Franz Josef die Kapelle aufführen.

Die serbische Donaufestung Semendria.



Die serbische Donaufestung Semendria.



Altes türkisches Kiosk (Kaufhalle) in Semlin.

Albumblatt.

Herbstlied.

Der Himmel ist grau umjogen,
Es glänzt kein Sonnenstrahl,
Ungarane Nebel wogen
feucht über Berg und Thal;
Kalt pfeift der Wind aus Norden,
Dem Baume weht das Blatt —
Nun ist es Herbst geworden,
Wir müssen heim zur Stadt.

Wie klingt so traurig heute
Der Herde Glockengeläut,
Als ob es zu Grabe läute
Die schöne Sommerzeit!
Trüb' hüllen Wiesen und Felder
Sich in den Nebelflor,
Nur Fichten- und Tannenwälder
Dunkeln daraus hervor.

Lebt wohl, ihr schlanken Tannen,
Ihr Wiesen frisch und hell!
Wir müssen nun von dannen,
Der Sommer floh so schnell;
Kalt weht der Wind aus Norden,
Die Blume hier verblüht,
Herbst ist's im Land geworden
Und herblich im Gemüt.

Die Luft wird sich erneuen,
Die Sonne wieder glüh'n,
Die Nebel sich zerstreuen,
Die Blumen wieder blüh'n:
Uns klingen Waldeslieder
Von Lenzes Lust und Glück,
Und kommt der Frühling wieder,
Kommen auch wir zurück!

Friedrich von Bodenstedt.

Meine Pariser Meister.

Aus dem Englischen von Dorothea Gerard.

Autorisierte Uebersetzung von Theria.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Gustav, mein Kind," sagte mir mein Onkel eines Abends, "Deine Gewohnheiten werden täglich unerträglich, wirst Du denn niemals begreifen, daß doch die Kreide nur deshalb da ist, um Summen zu verzeichnen, und nicht, um Gesichter zu malen, wirst Du nie begreifen, daß das Gewölbe eines Leinwandhändlers kein Atelier, sein Ladentisch keine Staffelei ist?"

"Onkel," seufzte ich auf, "ich kann's nicht länger aushalten!"

Mein Onkel schob seine Brille in die Höhe, um mich besser betrachten zu können, und streichelte gedankenvoll sein glattrasiertes Kinn. Ein leises Wurstparfüm umschwebte uns, denn wir saßen, nachdem das Geschäftslokal gesperrt worden, in dem Hinterstübchen, wo wir eben unser Wurstsupper verzehrt hatten, und dieser ungeliebte Duft, der mich meistens des Abends umgab, wie all die monoton geordneten Leinwandballen mit ihren geheimnisvollen Zeichen H. B. H. B. B. oder H. B. C., die tagsüber mich zu erdrücken drohten, vergifteten mein Dasein; meine Seele verzehrte sich in Sehnsucht nach der Poesie des Lebens, während mein guter Onkel die personifizierte Prosa war.

"Gustav," fuhr mein Onkel fort, "Einbildungen — nichts als Einbildungen!"

Wie hatte er bisher mit diesem einen Worte meine poetischen Exaltationen immer so rasch zu dämpfen gewußt, verhindert, daß ich sie in Worte kleidete — aber heute war das Maß voll, voll bis zum Ueberfließen.

Ich hatte nachmittags einem jungen Brautpaar unzählige Ellen Leinwand abgemessen, und die Erinnerung an das glückstrahlende Lächeln des Bräutigams, sowie meine müden Arme reizten mich zur Empörung.

Mein Onkel schien dies zu fühlen, er lehnte sich in seinen Stuhl zurück, faltete seine Hände, und während er langsam seine Daumen um einander drehte, fuhr er fort: "Was ist es denn eigentlich, Junge, was Du nicht länger aushalten kannst, sind's die Leinwandballen oder ist's die Abwesenheit der kleinen Base?"

Natürlich war's die Abwesenheit der kleinen Base, ich antwortete aber ohne Zögern: "Die Leinwandballen, Onkel," wenn ich auch dabei bis in die Wurzeln meiner farnfarbenen Haare erröthete.

Die Daumen meines Onkels begannen sich etwas rascher zu drehen; "Einbildungen, mein Junge!" wiederholte er, "sie kommt ja zurück, glaube mir, sie kommt sicher wieder zurück; ich denke wohl, es ist ihr kein Malheur passiert, wenn sie sich's auch in den Kopf gesetzt hat, sich momentan vor uns zu verstecken; es war ein bißchen zu hart für das junge Ding, unter dem Schutze ihrer Stiefmutter zurück zu bleiben, die sie doch eben nicht gut behandelte, nun ja, sagen wir's gerade heraus, sie ab und zu

durchprügelte; aber sie hätte mich um Rat fragen können, anstatt so ohne weiteres in die Welt zu laufen und alle Klatschbasen in Aufruhr zu bringen."

"Aber, Onkel," meinte ich verschämt, "ich sagte doch, daß es die Leinwandballen seien."

"Ah so — richtig — die Leinwandballen — Einbildungen, Junge — Einbildungen!"

"Onkel," plähte ich heraus, "laß mich nach Paris fahren."

"Um die kleine Base dort zu suchen? Weißt Du denn ganz gewiß, daß sie dort zu finden ist?"

"Nein, Onkel, nicht um jemand dort zu suchen, sondern um ein Maler zu werden."

"Junge, Junge," brummte mein Onkel, "für die zivilisirte Welt ist nur eine Gattung von Malern unentbehrlich, und das sind diejenigen, die unsere Schilder malen, aber ehe ich's länger mit ansehe, daß mein Ladentisch täglich verschmiert, meine Kreide zu so formlosen Klumpen verrieben wird, daß ich sie nicht einmal zwischen den Fingern halten kann, ehe ich solchen Unfug länger mit ansehe — magst Du Du meinetwegen nach Paris gehen."

So hatte ich's denn erreicht, das Ideal meiner kühnsten Träume! — Nun hieß es, sich für das große Unternehmen entsprechend vorzubereiten.

Ich kaufte mir einen Dictionär und einen Ollendorf und studierte frampsthaft französisch; glücklicherweise war ich nicht ohne Vorkenntnisse, denn mein Onkel hatte mich bestimmt, dereinst Reisender unserer Firma zu werden.

Ein neuer Anzug, welcher von den Toiletteautoritäten unserer Stadt als ganz pariserisch erklärt wurde, war für mich angefertigt worden; mit bebenden Händen hatte ich selbst aus dem allerheiligsten, dem mit H. B. C. bezeichneten Fache, die nötige Ellenzahl von Leinwand für mich zu Hemden abgemessen, und als alles fertig war, stellte ich mich mit hochklopfendem Herzen vor den Spiegel, um meine äußere Erscheinung einer strengen Prüfung zu unterziehen.

Wenn ein angehender junger Leinwandhändler einen so stürmischen Drang nach Kunst und Poesie in sich fühlt wie ich, so sollten doch seine Nase wenigstens gerade, seine Augen feurig schwarz oder schwärmerisch blau sein.

Meine Augen hatten leider eine unaussprechliche graugrüne Farbe, meine Nase weder decidirt griechischen noch römischen Schnitt; groß und stark war ich genug, und wenn es gegolten hätte, einen Ochsen niederzuschlagen, so hätte ich meinen Mann stellen können, aber, der Wahrheit die Ehre, meine gewaltige Gestalt hatte weder etwas Anziehendes noch etwas Imposantes, bei dem geringsten Anlaß erröthete ich bis in die Haare hinein, was mich eben nicht verschönerte, und wenn ich nicht eine Elle oder ein Stück Kreide als Rettungsanker benutzen konnte, so war ich in bitterster Verlegenheit, was mit meinen Händen anzufangen.

Heute jedoch konnte ich nicht umhin, mich mit einer gewissen bescheidenen Befriedigung zu betrachten und mir zu sagen, es liege eine tiefe Wahrheit in dem Sprichworte, welches sagt: Kleider machen Leute.

Am Morgen vor meiner Abreise hielt mir mein Onkel eine Ansprache, die er schon tags vorher in freien Momenten entworfen hatte; er warnte mich so rührend vor den Gefahren, die in der Hauptstadt meiner unerfahrenen Jugend drohten, daß ich in Thränen zerfloß. "Gustav," schloß er seine Rede, "Du ziehst aus, versehen mit einem Empfehlungsbrief an zwei der hervorragendsten Genies von Paris; nur einem glücklichen Zufalle haben wir es zu danken, daß mein Freund Pinselmann die Auszeichnung ihrer Bekanntschaft genießt und bereit ist, Dir mit seiner Fürsprache zu helfen. Man sagt, daß diese beiden Künstler in ihrer Einheit ein wahrhaft rührendes Bild von idealer Freundschaft geben, sie teilen alles, selbst ihre Inspirationen, was wohl so viel als gute Einfälle bedeuten dürfte. Laß sie Dir als Vorbild dienen, ahme sie eifrig und getreulich nach, dann können wir es noch erleben, daß Du eine Zierde Deiner Vaterstadt wirst."

Bei den letzten Worten nahm mich mein Onkel, schon im Vorgefühl der Freuden, die er noch an mir erleben sollte, bei den Schultern, küßte mich tief gerührt auf beide Wangen, blinzelte heftig und ging dann in den Laden zurück, die Thüre hinter sich zuschlagend und: "Einbildungen, nichts als Einbildungen!" vor sich hin brummend.

Auf dem Wege nach dem Bahnhof weinte ich noch, ich war in sehr weicher Stimmung, selbst den Leinwandballen gegenüber, und ich glaube, ich hätte es in diesem Augenblick sogar vermocht, einen solchen an mein Herz zu drücken.

Raum hatte ich jedoch das Städtchen im Rücken, so war diese Stimmung auch schon vorbei, die endlosen Häuser, angefüllt mit all den Ballen, verschwanden vor meinem geistigen Auge und eine Vision tauchte vor mir auf, ein Mädchenantlitz mit reizenden blauen Augen und wunderbaren blonden Zöpfen.

Würde ich sie wiederfinden?!

Der Leser dürfte wohl schon erraten haben, daß ich bis über die Ohren in die kleine Base verliebt war, aber sie selbst ahnte wohl nichts von meiner Leidenschaft; ich befand mich in dem ersten qualvollen Stadium, wo man immer entschieden verschämt oder ebenso unverkündet ist; ich war entschieden das erstere.

All mein Sinnen und Trachten war doch stets darauf gerichtet gewesen, sie zu sehen, ich war im Stande, stundenlang hinter einer Hecke oder allenfalls auch nur einem enormen Ameisenhaufen lauernd auf sie zu passen, um dann, sobald ich sie kommen sah, gleichgiltig, eine Arie pfeisend, in der entgegengesetzten Richtung davonzugehen. Einmal wünschte sie Krebse zu essen, eben kein poetisches Verlangen, aber mich begeisterte es doch.

Kaltblütig ließ ich den Laden unbewacht und begab mich auf die Krebsenjagd. Die meistens verbotene Unternehmungen, war auch diese Jagd gesegnet, ich brachte fünf herrliche Exemplare nach Haus und süßte es kaum, daß meine jämmerlich gezwickten Finger bluteten und mein Onkel mich mit einer energischen Ohrfeige empfing.

Als aber der erste Augenblick herannahte, wo ich ihr die erbeuteten Thiere anbieten sollte, kam die alte Blödigkeit über mich, ich verschlang eiligst selbst die Krebse und nannte sie, die mir vorwarf, ihr keine gegeben zu haben, naschhaft und kindisch, um mich gleich darauf in mein Zimmer einzuschließen und ernsthaft die Alternative zu erwägen, ob es besser sei, mich aus dem Fenster zu stürzen oder an dem eisernen Ringe am Plafond meines Zimmers zu erhängen. Glücklicherweise war der Ring für mein Gewicht zu schwach, und vor meinem Fenster hoch aufgetürmte Leinwandballen machten ein Hinausspringen schlechterdings unmöglich.

Kurze Zeit nach der Krebsenaffäre verschwand meine blonde Hilda, sie hatte ihre Absicht durch kein Wort verraten, sich auch nicht über ihre Stiefmutter beklagt, aber ihre Wangen waren täglich blässer, ihre Augen ernster geworden und eines Morgens war sie davongegangen. Einige Tage später kam ein Briefchen von ihr an meinen Onkel mit der Versicherung, daß sie sich wohl befinde, jedoch wenn man ihr nachforschen würde, lieber sterben als in ihre Heimat zurückkehren wollte.

Ich entdeckte, daß der Brief den Poststempel einer kleinen Stadt an der französischen Grenze trug und, indem ich dies mit einzelnen Aeußerungen, die sie in der letzten Zeit gemacht hatte, in Zusammenhang brachte, kam ich zu dem Schlusse, Paris allein sei der Ort, wo ich sie finden könne und suchen müsse.

Die Reisezeit verbrachte ich damit, Pläne für die Zukunft zu schmieden; sie waren so einfach, diese Pläne, ich wollte ein berühmter Maler werden, viel Geld erwerben, meine Base wiederfinden und Geld und Ruhm ihr zu Füßen legen.

Ich hatte mir diesen schönen Traum auch schon früher in der Stille meines Leinwandladens ausgemalt, und da war er mir gar so einfach und so leicht ausführbar erschienen, auch im Eisenbahncoupé sah ich noch keine besonderen Schwierigkeiten, als ich mich aber in das Chaos von dahinrollenden Wagen und eilenden Fußgängern, welches man Paris nennt, hineingerissen sah, fingen meine Gedanken an sich zu verirren, und ich hatte nur ein Bestreben: das Bewußtsein meines Ichs nicht zu verlieren, nicht unterzugehen in dem brausenden Lebensstrom, der meine kühnsten Erwartungen weit, weit übertraf.

Am Morgen nach meiner Ankunft hatte ich mich so weit gefaßt, um die Wohnung meiner zukünftigen Lehrer aufsuchen zu können, dieser beiden Künstler, deren Genie mir voranleuchten sollte auf dem Pfade der Kunst.

Sie war eben nicht leicht zu finden, diese Wohnung, aber endlich gelang mir dies doch.

Der Stadtteil, in welchem sie lag, war offenbar keiner der vornehmsten; nachdem ich verschiedne recht übel riechende Straßen passiert hatte, fand ich an der Ecke einer Gasse, die ganz besonders duftete, den Namen, der auf der Adresse des Briefes stand, den ich fortwährend frampsthaft in der Hand hielt; da ich oft von dem excentrischen Wesen der Künstler im allgemeinen gehört hatte, fand ich es nicht befremdend, daß sich meine beiden Genies in einer Umgebung niedergelassen hatten, die den Stempel der gemeinsten Prosa trug, und mit stürmisch klopfendem Herzen betrat ich die mir geheiligt erscheinende Schwelle des Hauses Nummer dreiundfünfzig.

Die erste Person, der ich in der Einfahrt begegnete, war eine sehr ungewaschen aussehende Wäscherin. Mit bebender Stimme fragte ich sie um die Wohnung der Maler, messieurs Labiche et Fourchon.

"Oh bien plus haut, monsieur," war die Antwort.

So stieg ich denn höher, eine Treppe nach der andern, klopfte an mehrere Thüren, verschleuderte die Ratten, die sich an den Speiseresten ergötzen, die im ganzen Hause umhergestreut schienen, und immer wieder lautete die Antwort auf meine Frage: "Plus haut, monsieur!" Endlich hatte ich das Gefühl, als ob ich überhaupt nicht mehr höher kommen könnte, die letzte Treppe, die noch zu erklimmen war, mußte doch zum Dachboden führen. War dieser bewohnt?!

Denn unzweifelhaft kam doch von oben der penetrante Geruch von gebratenen Zwiebeln, und auch das Lied, welches selbst mein unerfahrenes Gemüt durch seine Frivolität frappirte, ertlang aus diesen höchsten Regionen.

Noch stand ich schwankend, ob ich weiter klettern sollte, als das Lied infolge eines zischenden, rasselnden Geräusches plötzlich abgebrochen wurde und jemand sagte: "Jérôme, paß doch auf, die Zwiebeln liegen ja am Boden."

Jérôme hieß ja der eine meiner Künstler, ich mußte

also doch da hinauf, so unglaublich es mir schien, daß das Genie in solcher Umgebung zu finden sei.

Gerade als ich oben anlangte, wurde die einzige Thür, die sich dort befand, zugeschlagen; ich klopfte also zaghaft an, und als mich gleich darauf eine Stimme durch das Schlüsselloch fragte, was ich haben wolle, radebrechte ich mein Begehren.

Nach einer kurzen geflüsterten Beratung drinnen wurde die Thür ungefähr einen Centimeter weit geöffnet, zwei Finger kamen zum Vorschein und die Stimme verlangte meinen Empfehlungsbrief.

Es vergingen einige Minuten peinlicher Erwartung, zuerst herrschte tiefes Schweigen hinter der geheimnisvollen Thür, nur durch das Knistern des Papiers unterbrochen, dann hörte ich ein erregtes Flüstern, hastige Schritte, welchen eine Reihe merkwürdiger unerklärlicher Töne folgte, der zischende Lärm, der bis jetzt ununterbrochen fortgebauert hatte, starb allmählich ab, ein Wesen wurde offenbar darin gehandhabt, ein halb ersticktes Lachen erklang und die Stimme flüsterte: „Es liegen noch zwei unter dem Kasten, Jérôme.“ Im nächsten Moment hörte ich einen schweren Gegenstand fortzuschleppen, wieder flüsterte die Stimme: „Mit was soll ich es zudecken?“ Und die Antwort lautete: „Der ägyptische Mantel dürfte am besten passen.“ Ein Rauschen wie von Seide, noch einige geheimnisvolle Töne, eine Pause, endlich wurde die Thür geöffnet und eine sehr angenehme Stimme sagte: „On vous prie d'entrer, monsieur.“

Das erste, was ich beim Betreten des Zimmers empfand, war ein betäubender Geruch von Terpentin, der das Zwiebelparfüm vollständig verschwinden machte; ich bin seither zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Terpentinflüche absichtlich zerschlagen worden war, um die Atmosphäre des Zimmers aufzufrischen.

„Nehmen Sie gefälligst Platz,“ sagte der junge Mann, welcher die Thür geöffnet hatte, seine Hand mit dem Selbstbewußtsein eines Königs und der Grazie eines griechischen Gottes nach einem Holztuble ausstreckend, der in eine Draperie gehüllt war, die ich für einen alten Shawl hielt, später aber als syrische Schärpe bewundern lernte.

„Nehmen Sie gefälligst Platz, sur le fauteuil ou sur le canapé, wenn Sie es vorziehen.“

Ich blickte nach dem Kanapee; aber da ich bemerkte, daß eines seiner Füße bedenklich schief stand, der Inhalt eines Harbentopfes kürzlich über seine Lehne ausgegossen worden war und übrigens ein grinsendes Skelet so ziemlich den ganzen Sitz ausfüllte, zog ich es vor, den Sessel zu benutzen.

„Wie ich aus diesem Briefe ersehe,“ begann der junge Franzose, der mir kaum älter schien als ich selbst und welchen ich gleich als Genie Numero eins klassifizierte, „wünschen Sie von mir und meinem Freunde Unterricht im Malen zu erhalten, aber ohne seine Zustimmung kann ich Ihnen keine definitive Zusage geben, ich will sehen, ob er im Augenblick zu sprechen ist, avec votre permission, monsieur.“

Mit einer leichten Verbeugung, die mir gewiß nach monatelangem Studium nicht so graziös gelungen wäre, verschwand er in der Thür, die in das angrenzende Zimmer führte.

Verblüfft und doch bezaubert saß ich regungslos auf meinem Stuhle; die Unverschämtheit des jungen Künstlers benahm mir fast den Atem und doch fühlte ich mich von seinem Lächeln hingerissen; kaum wagte ich es, einen hastigen Blick um mich zu werfen.

Der Raum war nur spärlich erhellt, denn das Fenster, welches allerdings alle benachbarten Dächer dominierte, war mit einem verbläuten grünen Vorhang halb verdeckt. Ich war in einer Dachkammer, so viel war mir klar, aber die Einrichtung dieses Raumes erschien mir doch höchst ungewöhnlich.

Eine Staffelei lehnte an der Wand, eine zweite war in der Mitte der Kammer aufgestellt, mit einem Blatt Zeichenpapier darauf, welches von den Falten eines schmutzigen Handtuches halb verborgen wurde, auch fiel es mir auf, daß überall in auffallender und unpassender Weise Stücke von Draperien herumlagen, die die verschiedensten Gegenstände zu verbergen schienen.

In der Mitte des Zimmers war eine Gliederpuppe aufgestellt, die man ganz in ein Stück gelben Damastes gehüllt hatte, welches am Rande noch Spuren roter Franzen zeigte.

Ich schloß daraus, daß einer der beiden Meister mit einem Sujet aus dem Alten Testamente beschäftigt sei.

Während ich in diese Beobachtungen versunken dasaß, öffnete sich wieder die Thür und mein interessanter Jüngling trat ein, von einem zweiten Manne, der meinen Empfehlungsbrief in der Hand hielt, begleitet.

Genie Numero zwei war nur einige Jahre älter als Genie Numero eins, er mag achtundzwanzig bis neunundzwanzig Jahre gehabt haben, seine Haare und Augen waren dunkel und seine Züge durchfurcht, was, wie ich instinktiv erriet, nicht das Alter verschuldet hatte.

„Monsieur Bertrand Labiche — Monsieur Gustave Leopold,“ sagte der jüngere Maler mit einer seiner unaufnahmlichen Handbewegungen, und nach einigen Verbeugungen saß ich wieder auf meinem Holztuble, vis-à-vis

den beiden Franzosen, bemüht, meine Hände möglichst geschickt unterzubringen.

Die Leichtigkeit und Unbefangenheit, mit welcher meine neuen Meister über die ihnen verfügbaren, erschien mir geradezu bewunderungswürdig.

Beide trugen Sammetröcke, die, wahrscheinlich durch die Arbeit, ziemlich mitgenommen aussahen; die Leinwand ihrer Hemden war, wie mein erfahrener Auge gleich entdeckte, gewiß nie in einem mit H. B. C. bezeichneten Fache gelegen, aber trotz dessen, trotz meines nagelneuen, schön gepulsten Anzuges, meines glänzend gestärkten, feinen Hemdes hatte ich das Bewußtsein, mich neben ihnen recht unvorteilhaft auszunehmen.

„Also Monsieur Leopold will uns die Ehre erweisen, unser Schüler zu werden?“ fragte Bertrand Labiche mit einer tiefen, rollenden Basstimme.

„Ja, Bertrand,“ antwortete rasch die reine Flötenstimme Jérômes, „er ist uns so warm empfohlen, willst Du nicht Deinen Entschluß noch ändern und erwägen, ob wir ihm die gewünschten Lektionen nicht doch geben könnten?“

Mit Schrecken bemerkte ich, wie wenig Aussicht ich hatte, angenommen zu werden, und mit einem so brennenden Erdröten, daß mir Thränen in die Augen traten, murmelte ich einige Worte, die meine Hingabe an die Kunst beteuern sollten.

„L'art,“ sagte Labiche, sich räuspernd, „l'art c'est une maitresse jalouse, sind Sie bereit, in ihrem Dienste zu arbeiten, zu arbeiten, sage ich, nicht zu spielen mit ihrer Gunst?“

Ich verstand seine Worte nicht ganz, aber die tiefe Stimme und der ernste Blick imponierten mir gewaltig; ich beteuerte bewegt, wie ernste Arbeit unter der strengen Aufsicht eines ernsten Meisters mein einziges Streben sei.

Messieurs Labiche und Fourchon sprachen noch so viel über die Kostbarkeit ihrer Zeit, die erdrückende Anzahl ihrer Engagements, daß ich fühlte, wie mein Herz sich langsam gegen meine Stiefeln gelenkt; endlich schien Labiche einen Ausweg zu finden; sich zu Jérôme wendend, sagte er: „Wie wäre es, wenn wir, um Monsieur Leopolds Wunsch zu erfüllen, dem Marquis absagten?“

„Es wäre dies grausam gegen den Marquis,“ antwortete Jérôme ernst, „er ist so pünktlich in seinen Lektionen.“

„Und in seinen Zahlungen,“ ergänzte Labiche.

„Ja wohl,“ sagte Jérôme, „obwohl dies erst in zweiter Linie zu berücksichtigen ist.“

Vielleicht war es Zufall, daß ihre Augen sich in diesem Momente auf mich richteten, aber einem momentanen Impulse folgend, sagte ich schnell:

„Ich werde ebenso pünktlich sein wie der Marquis, sowohl in meinen Lektionen wie in meinen Zahlungen, denn mein Onkel hat mich großmütig in die Lage gesetzt, allen Verpflichtungen nachkommen zu können.“

Das lieblichste Lächeln erleuchtete plötzlich Jérômes Antlitz und selbst Labiches ernste Züge schienen sich aufzuheben.

Nach einigen Minuten war es beschlossen, daß der Marquis mir geopfert werden sollte.

„Wir werden morgen schon beginnen,“ erklärte Labiche; „ich werde unter unseren Modellen eine Auswahl treffen, was meinst Du, Jérôme, sollen wir mit den Klassikern anfangen oder uns an die moderne französische Schule halten?“

„Diese Frage muß erst erwogen werden,“ antwortete Jérôme, mich forschend anblickend, als ob er zu entdecken hoffe, in welcher Richtung mein Talent liege.

„Ich hoffe,“ fuhr er fort, „Sie finden die Stiege nicht unbequem, wir haben dieses Appartement der Beleuchtung wegen gewählt, auch fühlt man sich hier über die Menge erhaben.“

Ich stimmte enthusiastisch zu und machte Miene, mich zu erheben.

„Pardon, eine Kleinigkeit bleibt mir noch zu erwähnen,“ sagte Labiche, indem er seine schön geformten Nägel aufmerksam studierte; „eine reine Formsache, aber es ist gegen unser Prinzip, Schüler aufzunehmen, ohne daß diese eine Anzahlung leisten.“

„Den Betrag eines Monats,“ warf Jérôme ein.

„Den Betrag eines Vierteljahrs,“ berichtete Labiche mit einem tadelnden Blick auf Jérôme; „unsere Bedingungen sind: drei Franken pro Tag, die Benutzung der Modelle mit einbegriffen, das macht neunzig Franken pro Monat, zweihundertundsiebenzig Franken pro Vierteljahr.“

„Zweihundertundsiebenzig Franken!“ wiederholte ich ganz verblüfft.

„Ich sehe, daß Sie staunen,“ sagte Labiche, „Sie waren auf so bescheidene Bedingungen wohl nicht gefaßt, aber, que voulez-vous, die Zeiten sind schlecht für die Kunst.“

Ich hatte meine Fassung noch nicht wieder erlangt, aber ich dachte an den Marquis und zog meine Brieftasche; als ich sie wieder einsteckte, war eines der Fächer leer, und mein einziger Trost bestand in dem Gedanken, daß mein Weg zum Gipfel des Ruhms für drei Monate nun geebnet vor mir liege.

Nachdem ich über verschiedene zu meinen Füßen liegende

Gegenstände gestolpert war, die gelbe Gliederpuppe bald umgerannt hätte, gelang es mir endlich, meinen Rückzug zu bewerkstelligen. Vielleicht war es nur Einbildung, aber als die Thür hinter mir zusiel, hörte ich ein Geräusch, als ob meine beiden Meister sich in der Kammer in die Arme fielen und sich lebhaft umarmten, welchen Zärtlichkeitsanfall ich mir damals nicht zu erklären vermochte.

Pünktlich, zur bestimmten Stunde klopfte ich am nächsten Morgen an die Thür des Dachbodenateliers. Ich hatte eine schlechte Nacht verbracht, eine fieberhafte Aufregung hatte mich wach gehalten, sollte ich doch am nächsten Tage meine Künstlerlaufbahn beginnen.

Nach wenigen Minuten wurde die Thür geöffnet, Labiche, in etwas zweifelhaftem Negligé, empfing mich höflich; das Atelier war in derselben malerischen Unordnung, keiner der verschiedenen Fächer fehlte, mir hatte man, gewiß nicht ohne Mühe, eine Ecke des Tisches frei gemacht und das Gipsmodell eines Fußes dort aufgestellt, dem eine Zehe und ein Stück der Ferse fehlte.

„Notre premier modèle,“ sagte Labiche, auf den armen Verstümmelten zeigend; die fehlende Zehe schien ihn gar nicht zu genieren, er suchte im Zimmer nach einem Blatt Papier und einer Kohle herum, und als er beides gefunden, skizzierte er mit einer Schnelligkeit, die mich schwindeln machte, die Umrisse des Gipsfußes.

Mit einem Duzend von Strichen hatte er das Modell aufs Papier gezaubert, während ich in stummer Ehrfurcht daneben stand und bei jedem Striche die Ausgabe meiner zweihundertundsiebenzig Franken weniger bedauerte.

Was den Verlust der Zehe anbelangt, erklärte Labiche, daß er ganz bedeutungslos sei, man ihn sogar vorteilhaft finden könne, da dadurch der Phantasie mehr Spielraum gelassen werde.

Dann zeigte mir der Künstler, wie man die Kohle halten müsse, nannte die lateinischen Namen einiger Knochen, die dem menschlichen Fuße angehören, um mich, wie er sagte, in das Studium der Anatomie einzuführen, was mir wieder furchtbar imponierte, behauptete, in meinen ersten zitternden Strichen unverkennbares Talent zu entdecken und zog sich dann ins nächste Zimmer zurück, wo er, wie ich ganz deutlich hörte, wieder ins Bett stieg.

Ungefähr zwei Stunden später erschien Jérôme mit etwas trübem, verschlafenen Augen, sein Morgengruß klang etwas unsicher, er sah meine Arbeit an, fand, der Fuß habe ja offenbar Froschbeulen, löschte die getabelten Zehen aus, ohne sie durch andere zu ersetzen, und schien dann meine Existenz vollständig zu vergessen, indem er sich in verschiedene Zeichenmappen vertiefte, deren Inhalt er durchwühlte und abwechselnd auf den Boden warf, um ihn dann eben nicht unter Segenswünschen wieder aufzulesen.

Im ganzen war ich mit meiner ersten Lektion nicht unzufrieden, ich hatte lateinische Worte gelernt und war stolz in dem Bewußtsein, nun zu wissen, daß, was ich bis jetzt schlechtweg meinen Knöchel genannt, in der Kunst und Wissenschaft einen viel vornehmeren Namen führte.

Es ist wahr, daß am Abend — diese erste Lektion hatte fast den ganzen Tag ausgefüllt — von meiner Zeichnung nichts übrig blieb als zwei Zehen, getrennt von dem Fuße, dem sie einst angehörten, alles übrige war der Kritik meiner Meister zum Opfer gefallen, aber wenn mein Papier auch an Strichen arm war, wie reich war dagegen mein Geist an Erfahrung! Ich sagte mir, daß ich von einem ganz andern Standpunkte aus dem fatalen Gipsfuße morgen werde zu Leibe rücken können.

Am nächsten Tage fand ich die Thür des Ateliers gesperrt und eine halbe Stunde verging, ehe auf mein wiederholtes, wenn auch bescheidenes Klopfen eine Antwort erfolgte.

Endlich wurde die Thür geöffnet, ich glaube durch Jérôme, welcher sich, ehe ich eintrat, hastig in das zweite Gemach zurückzog und mir nur durch die Thürspalte zu verstehen gab, ich möge an dem Gipsfuße, le pied de Hercule, nur getrost weiter arbeiten, „vous trouverez ce qu'il vous faut,“ mit dieser tröstlichen Versicherung schloß er die Thür.

Ich fand auch wirklich alles; sagt nicht schon die Bibel, daß derjenige, der sucht, auch findet?

Den Fuß des Herkules entdeckte ich unter einer wackeligen Stellage, der er als Stütze diente, Papier und Kohle nahm ich auf eigene Verantwortung, wo ich es eben fand, und mit der hüffelartigen Ausdauer meiner Nation begann ich nochmals die Kopie meiner viereinhalb Zehen, die im Augenblicke das Ziel meines Ehrgeizes bildete.

An diesem Tage erlebte ich einige mich sehr beunruhigende Ueberraschungen, die ich meiner Neugierde verdankte.

Während der langen Zeit meiner Einsamkeit konnte ich der Sehnsucht, die verschiedenen geheimnisvollen Draperien zu lüften, nicht widerstehen, und entdeckte unter einem Stücke Sammet verschiedene leere und eine halb volle Flasche, die mit Cognac bezeichnet waren, unter einer zweiten Draperie eine Roulette und schmutzige Spielkarten.

Als ich dann den oft besprochenen gelben Fächer, den sogenannten ägyptischen Mantel, zurückschlug, der, wie ich glaubte, einem Sujet aus der Bibel dienen sollte, fand ich eine hölzerne Figur mit beweglichen Gliedern und einem kurzen rosa Röschchen in so verdächtiger Stellung



Forellenfang im Elz. Zeichnung von P. Kauffmann. (S. 87.)



Juwelen- und Perlenhändler an der Küste von Mäyr (Arabien). Originalzeichnung von Fr. Forster. (S. 86.)

balancierend, daß mir plötzlich einleuchtete, die Gestalt, der sie als Modell dienen sollte, könne keinem heiligen Bilde angehören.

Diese Entdeckung erschütterte mich so tief, daß die Ausführung der nächsten zwei Zehen viel zu wünschen übrig ließ.

Labiche zeigte sich an diesem Tage gar nicht, Jérôme erschien von Zeit zu Zeit, um ein paar aufmunternde Bemerkungen zu machen und dann wieder zu verschwinden.

Am dritten und den folgenden Tagen fand ich die Thüre unversperrt, zu meiner Bequemlichkeit, wie es hieß. Während der ersten Hälfte des Tages arbeitete ich meistens ganz allein, ohne jegliche Störung von Seiten meiner Meister; das Atelier und alles, was es enthielt, stand zu meiner Disposition; ich hätte meine Taschen mit Oelfarben anfüllen, mich ganz mit Skizzen austopfen können, und nur meine Ehrlichkeit hinderte mich, die verdächtige Puppe davonzutragen oder das Skelet zu entführen.

Die verschiedenen myrischen Schärpen, indischen Schleier und wie die Zehen alle tituliert wurden, dienten nicht mehr dazu, Flaschen und Karten zu verbergen, die tanzende Schönheit der Gliederpuppe schwebte ohne die feuchte Umhüllung des gelben Damastes auf ihrer Fußspitze, von dem mir geopferten Marquis wurde kein Wort mehr gesprochen, die zweideutigen Couplets wurden vor mir gesungen, die Zwiebel ganz ungenirt vor mir gebraten, ja ich wurde sogar aufgefordert, mich an der Vertilgung dieses lederen Geräts zu beteiligen.

Nach den ersten erschütternden Enttäuschungen folgten so rasch immer neue, daß in kürzester Zeit nichts von der Glorie, mit welcher ich meine beiden Meister von vornherein umgeben hatte, übrig blieb. O unschuldiger Onkel Leopold, mit deiner Erfahrung, die so beschränkt ist wie die Fächer deines Ladens, mit deinem Gemüte so rein und makellos wie die Leinwand, die du ausmüßt! Hätte ich deinen Rat befolgt und meine Meister eifrig und getreulich nachgeahmt, dann hätte ich wohl damit geendet, dem Arrestlokal meiner Vaterstadt als Zierde zu dienen, aber nicht ihrer Bürgerhaft!

Und doch, ganz falsch hatte mein Onkel die beiden Künstler nicht beurteilt, die Wärme, mit welcher diese beiden Männer an einander hingen, war durch und durch wahr, sie teilten auch alles getreulich unter einander, sogar meine Cigarren, wenn ich unvorsichtigerweise meine Cigarrentasche auf dem Tische liegen ließ.

(Schluß folgt.)

Stockholm.

(Bild S. 95.)

Der Besuch des Kaisers Wilhelm II. in der schönen Hauptstadt Schwedens hat die Aufmerksamkeit der Welt mehr als gewöhnlich auf Stockholm gelenkt, das dieselbe an sich schon in hohem Grade verdient, denn es gibt wohl nur wenige große Städte, die eine so prächtige Lage, herrliche, geschmackvolle Gebäude aufzuweisen haben als „Birgers Stadt“, wie die Schweden früher gern Stockholm nannten.

Zwischen dem Mälarsee und einem inselreichen Busen der Ostsee gelegen, wird die Stadt selbst durch die verschiedenen Mündungsarme des Mälar in mehrere größere und kleinere Inseln (Holme) geteilt. Der älteste und Hauptteil Stockholms, Staden, die eigentliche Stadt, liegt auf einer kleinen Insel zwischen dem Mälar und der Ostsee; er wurde im Jahre 1255 von Birger Jarl gegründet und mit einer Mauer umgeben, von welcher indes keine Spur mehr vorhanden ist. Birger erbaute das alte Königsschloß auf derselben Stelle, auf welcher das jetzige Schloß steht, mit dessen Bau nach dem Brande des alten im Jahre 1693 begonnen wurde. Als es erst halb fertig war, brannte es im Mai 1697 von neuem ab, während die Leiche Karls XI. noch innerhalb seiner Mauern aufgebahrt lag, so daß man Mühe hatte, dieselbe aus den Flammen zu retten. Nun wurde es nach den Plänen des Baumeisters Nicodemus Tessin von neuem aufgebaut und bis 1754 vollendet, doch wurde noch bis zum Jahre 1830 daran verändert und gebaut; nun aber übertrifft das königliche Schloß zu Stockholm, was Lage, Stil und Ausschmückung betrifft, die Paläste in Wien, Petersburg und Berlin in vieler Hinsicht.

Die Straßen dieses alten Stadtkernes sind eng, krumm und unregelmäßig, die Plätze klein und unansehnlich mit Ausnahme des Schlossplatzes, auf welchem sich der hohe Obelisk befindet. An diesem Platze liegen noch die schöne Nikolaitirche, die Hauptkirche Stockholms, ferner der Palast des Oberstatthalters. Am Großen Markte erblickt man die Börse, die deutsche und die finnische Kirche, sowie das Gebäude der Reichsbank nebst dem stattlichen Zollhause.

Ein kurzer Gang bringt uns auf den Ritterhausplatz, der von dem großen Ritterhause und dem Rathhause umgeben ist; auf dem Platze selbst steht die Statue Gustavs I. Wasa. An der Westseite des Ritterhausplatzes führt eine Brücke nach der kleinen Felseninsel Riddarholmen, auf welcher die Riddarholmskirche steht, in der sich die Gräber der schwedischen Könige befinden, denen auch Kaiser Wilhelm II. einen Besuch abstattete, in der Nähe erblickt man die Statue Birger Jarls. Außer dieser Kirche liegen noch das neue Repräsentantenhaus, sowie das Gebäude des Hofgerichts nebst mehreren anderen hervorragenden Bauwerken auf Riddarholmen, wo sich auch der Hafen für die Mälardampfer befindet.

Nördlich von Staden und mit diesem durch die eiserne Wasabrücke, welche 1878 erbaut wurde, verbunden liegt der schönste und glänzendste Stadtkern von Stockholm, Norrmalm (Nordstadt), mit schönen, großen Plätzen, geraden Straßen und zahlreichen prächtigen Häusern und Gebäuden. An der Nordseite des königlichen Schlosses führt eine zweite Brücke von Staden

nach Norrmalm über zwei Mälarme und die kleine dazwischen liegende Heiligengeistinsel; es ist dieses die aus Granit erbaute Nordbrücke, welche eine Länge von 113 Meter bei einer Breite von 19 Meter hat. An dem schönen Gustav Adolf-Platz, mit der Reiterstatue Gustavs II. Adolf, liegt das prächtige Opernhaus, ferner liegt dort der Palast des Kronprinzen nebst mehreren anderen prächtigen Gebäuden. Unweit davon liegt der königliche Garten mit den Statuen Karls XII. und Karls XIII., der Jakobskirche und einem königlichen Theater. Es schließt sich daran der Bergslustpark mit dem Standbilde des berühmten Chemikers. Etwas nördlich von diesem Parke liegt der Hopfengarten mit seinen schattigen Alleen, eine sehr beliebte Promenade der Bewohner von Stockholm. Außer dem königlichen Theater, noch von König Gustav III. erbaut, liegen an jenem großen Platz von außergewöhnlichem Umfange, eben jenem Königsgarten, nicht weniger als vier Theater und das großartige Sommercafé von Blande, das abends, in elektrischer Beleuchtung strahlend, einen feenhaften Anblick gewährt.

Mit Norrmalm zusammenhängend folgt Blasieholmen, dessen hervorragendes Bauwerk das weltberühmte schwedische Nationalmuseum ist, dessen Schätze auch jüngst von Kaiser Wilhelm II. in Augenschein genommen wurden. Bevor man zu diesem großartigen Palaste, längs des Strandquais wandernd, gelangt, passiert man das berühmte und weltbekannte „Grand-Hotel“. Noch zu Norrmalm gehörig sind die Gebäude der Nationalbibliothek, der Akademie der Wissenschaften, der Bergakademie, des Observatoriums, der Zentralpost, sowie des großen Zentralbahnhofes. Auf Blasieholmen sind noch bemerkenswert das große Konservatorium für Musik, das prächtige Logenhaus der Freimaurer und die Blasiekirche.

Eine 180 Meter lange eiserne Brücke verbindet Blasieholmen mit Skeppsholmen (Schiffsinzel), auf welcher die Kaserne für Bootsmänner, die Seefriedschule, sowie mehrere andere für Flottenzwecke bestimmte Etablissements besonders zu bemerken sind. Die ganze Insel ist parkartig bepflanzt und wird als Promenade benützt.

Im Osten von Norrmalm liegt das früher Ladugårdslandet genannte Ostermalm, eine reizende Villenstadt mit großer, schöner Esplanade, den Kasernen für die Garnison, einer schönen Kirche und einem Theater. Von dem südöstlichen Teile dieser Insel führt eine schöne eiserne Brücke nach dem berühmten Tiergarten, diesem herrlichen, 6 Kilometer langen Parke mit einem Sommertheater, Zirkus, großartigem Konzertsaal, zahlreichen Wirtschaften und Cafés und vielen villenartigen Landhäusern. Der Tiergarten ist der beliebteste Vergnügungsort der Stockholmer und bildet für jeden Fremden einen Anziehungspunkt, der die mannigfaltigste Unterhaltung darbietet. Auf einer Anhöhe des Tiergartens liegt das königliche Landsschloß Rosendal, welchem Kaiser Wilhelm ebenfalls einen Besuch abstattete. In der Nähe desselben steht auf einem kleinen, von Eichen beschatteten Platze die Büste Bellmans, des Dichters und Sängers des Tiergartens.

Westlich von Norrmalm und von diesem durch einen Mälarmarm getrennt, liegt Rungsholmen (Königsinzel), das durch zwei Brücken mit der Nordstadt verbunden ist. Auf Rungsholmen befinden sich mehrere große Krankenhäuser und Hospitäler.

Der größte und unebenste Stadtkern von Stockholm ist Södermalm oder die Südvorstadt; derselbe liegt längs des Mälars und der Ostsee auf steilem und schroffem Felsbänke. Von der Felsenhöhe Moesabade, bei welcher ein Theater liegt, noch mehr aber von dem hohen Turm der Katharinenkirche; hat man ein prächtiges Panorama auf die Inselstadt mit ihren zahlreichen Seeländeln und dem dichten Walden. Die Schiffe können von Osten und Westen zwischen die Inseln und dicht bei der Stadt einlaufen und ihre Ladung löschen. Da die Meer der Södermalm meistens so still und hoch sind, daß nur an wenigen Stellen Landungsstrecken hinunterfahren, hat man mehrere Elevatoren dabeist zum Ein- und Ausladen der Schiffe angelegt, von denen der Katharinenelevator der bedeutendste ist. Derselbe wurde ebenfalls am 27. Juli dieses Jahres von Kaiser Wilhelm in Augenschein genommen.

Der schönste Platz dieses Stadtkerns ist der Adolf-Frederiks-Platz; von hervorragenden Gebäuden sind die Marienkirche, sowie die Etablissements der neuen Wasserleitung zu bemerken, welche ganz Stockholm mit vorzüglichem Trinkwasser versorgt. Eine der großartigsten Anlagen ist die sogenannte neue Verbindungsbahn, welche die im Süden und Norden des Mälarsees befindlichen Eisenbahnen mit einander verbindet, vermittelt eines Tunnels von 426 Meter Länge, 9,5 Meter Breite und 5,6 Meter Höhe, der in harten Granit hat eingetragt werden müssen und unter acht Straßen der Südvorstadt hinwegführt.

Die Kaiserbegrüßung auf der „Alexandra“.

(Bild S. 97.)

Begeisterten Blicks folgte ganz Deutschland der kaiserlichen Jacht „Hohenzollern“, als sie den Kaiser Wilhelm zum Besuche des Jaren nach der Rbde von Kronstadt trug, begleitet von so stattlichem Geschwader, wie vordem noch nie eines deutsche Flagge auf hoher See entfaltet.

Es war am 19. Juli nachmittags, als an Bord der russischen Kaiserjacht Alexandra die erste Begrüßung der beiden Herrscher stattfand. Kaiser Wilhelm trug dabei die Uniform des Petersburger Garderegiments, darüber das große Band des St. Andreasordens; der Kaiser von Rußland die Uniform des preußischen Alexanderregiments und den orangefarbenen Großcordon des Schwarzen Adlerordens. Prinz Heinrich erschien in russischer Dragoneruniform.

Die Monarchen eilten einander entgegen und umarmten und küßten sich herzlich; nachher fand die Vorstellung des Gefolges statt, unter welchem auf russischer Seite unter anderen der Jarowitsch und die Großfürsten Sergius und Paul sich befanden. Nach der Begrüßung fuhren beide Kaiser auf der Alexandra unter Salutgeschüssen der Geschütze an Kronstadt vorüber nach der Landungsbrücke von Peterhof, wo die Jarin, weiß gekleidet, mit glänzendem Gefolge zum Empfang Kaiser Wilhelms sich eingefunden hatte, und unter den Klängen der deutschen Nationalhymne und dem russischen Willkommruf der aufschwellenden Ehrencompagnie der Marinegarde fand die Landung statt.

Wer ist sie?

Roman

von

Hans Wachenhusen.

10. Ein Augenblicksbild.

Der intimere Kreis hat sich bald eingefunden. Claudine macht wie immer die Honneurs, und heute in besonders reger Stimmung, denn es gilt, den Freundinnen die amerikanische Cousine vorzustellen. Modete diese auch alles gethan haben, um in der Familie kein Interesse für sie aufkommen zu lassen, Claudine hatte doch von ihr geplaudert, und interessant waren ja die Umstände, die Ellen hieher geführt.

Mit der lehteren, die in blaßgelber, reich mit Spitzen garnierter Robe, an ihrer Seite, empfängt also die junge Herrin des Hauses die Damen. Ellen, ein Gegenstand der Reugier, ist zwar ernst und zurückhaltend, aber Claudine ist heute mit ihr zufrieden, denn die Cousine zeigt einen gesellschaftlichen Takt, der keineswegs von vernachlässigter Erziehung spricht. Sie antwortet in verbindlicher Weise, und die Damen finden namentlich Vergnügen an ihrem amerikanischen Deutsch; sie finden sie schön, und da sie weithin kommt, fesselt sie die Aufmerksamkeit aller; man umringt sie, bis endlich der General in den Kreis tritt, ihr den Arm bietet und sie fortführt, um sie den älteren Gästen im Fonds des Saales vorzustellen.

Er richtet bei dieser Gelegenheit nur wenige, aber freundliche Worte an sie, denn auch er hat sie schon aus der Entfernung bewundert, und sie antwortet ihm, zwar mit etwas gepreßter Stimme, mit der Zurückhaltung, die ihr ganzes Wesen beobachtet, aber sie ist doch zugänglich.

„Sie muß erst warm werden im Hause!“ dachte er, zufrieden mit dem Eindruck, den sie sichtbar bei der Vorstellung auf seine Gäste machte, als er sie diesen überließ. Inzwischen blickt er unruhig nach Günther aus, der erst spät vom Erzerzierplatz gekommen, denn ihn selbst erwarteten die älteren Herren am Whisttisch. Er bedarf des Sohnes auch, um diesem den einen, wichtigsten Gast zu übergeben, den er seelen eintreten sieht, während Ellen mit Claudine in einem Kreise von Freundinnen steht.

Er tritt also einem schlank und hoch gewachsenen jungen Mann mit blondem Vollbart und gebräuntem, hübschem Antlitz entgegen, dessen Aeußeres ein fremdländisches Gepräge trägt, über dessen etwas niedriger Stirn sich sorgfältig gescheiteltes Haar legt. Ihm die Hand reichend, begrüßt er ihn, sagt ihm artige Worte und der Gast erwidert dieselben in eleganter, weltmännischer Weise. Er nimmt dessen Arm, führt ihn zur nächsten Gruppe, stellt ihn vor als Herrn von Großmann aus Kalifornien, dann suchend in den Salon schauend, führt er ihn, nicht ohne eigene Spannung, zu Ellen, die eben von einigen Offizieren beansprucht wird. Er nennt der Gruppe den Namen, die Offiziere treten, den Fremden anschauend, zurück und überlassen diesen artig der Dame, sich respektvoll zu ihrem Chef wendend. Die beiden stehen also einander gegenüber.

Und nur einer beobachtet jetzt, was zwischen ihnen vorgeht. Günther ist eben durch eine Seitenthür in den Salon getreten; sein Blick fällt gerade auf die beiden und haftet starr, unverwandt auf ihnen. Der junge Fremde ist ihm unbekannt; der Dienst hat ihn selbst den Tag hindurch außerhalb des Hauses gehalten; er möchte trotzdem erraten, wer er ist, aber was er sieht, läßt ihn nicht zu einem klaren Gedanken kommen.

Es ist auch nur ein Augenblicksbild, das er vor sich hat, aber eins, das eine schlagende Wirkung auf ihn übt. Er sieht, wie Ellen den jungen Mann anschaut, leichenbläß, regungslos, mit geöffneten, farblosen Lippen und stöndendem Atem, wie er seinerseits sprachlos zusammenzuckt und das Lächeln auf seinem Antlitz zu einer Grimasse erstarrt.

Aber es ist eben nur ein Moment, flüchtiger als ein Pulsschlag, denn Claudine tritt neugierig zu der Gruppe, Ellens bebende Hand hebt schützend den Fächer zum Antlitz, der Fremde senkt die Augen mit einer zeremoniellen Verbeugung, und jetzt, da Ellen den Fächer, diese flatternde Coullisse, wieder sinken läßt, erblickt Günther ein bleiches, kaltes, ausdrucksloses Gesicht, in dem aber kein Zug eine innere Bewegung verrät.

Auch der General mußte jetzt hinzutreten, um Günthers fernere Beobachtung zu stören. Er stellte den Fremden seiner Tochter vor, der auch seinerseits jedes Zeichen überstandener Erregung verweist und mit einem Lächeln einige Worte an Claudine richtet.

„Herr von Großmann!“ hörte Günther in seiner Nähe den Namen des Fremden aussprechen. Seine Abnung also bestätigte sich. Um sich zu sammeln, trat er in den Nebenzalon. Claudine ihrerseits ließ sich bereitwillig in eine Unterhaltung mit dem neuen Gast ein und sie schien Geschmack an derselben zu finden. Er war ein schöner junger Mann, von tadelloser Tournüre, und das Fremde an ihm hatte seinen Reiz. Auch seine hellen, lebhaften

Augen gefielen ihr anfangs, bald aber meinte sie in denselben etwas Kaltes, Unsicheres, Unsicheres zu finden.

„Du darfst unsern Gast nicht ganz allein in Anspruch nehmen,“ unterbrach sie der Vater herantretend. „Wo ist Günther? Wir war, als habe ich ihn gesehen. Ich bitte!“ — Er nahm des Fremden Arm und führte ihn zu anderen Gästen.

Claudine legte den ihrigen in den der Cousine; ein heimlicher Seitenblick auf das Profil der letzteren sollte ihr sagen, welchen Eindruck der ihr Bestimmte auf sie gemacht. Aber Ellens Antlitz war kalt; nur auf dem Wege durch den Salon meinte Claudine zu empfinden, wie des Mädchens Herz schnelle, heftige Schläge that.

„Ein wirklich hübscher und sogar interessanter Mann, soweit ich ihn zu beurteilen im Stande bin!“ flüsterte sie Ellen zu. Aber diese gab keine Antwort, schien ihre Worte kaum gehört zu haben. „Was nur Günther hat!“ sprach sie für sich selbst, diesen erblickend, wie er so finster in kurzer Entfernung an ihr vorüberstrich.

Aus dem kleinen Salon drangen eben die Klänge eines Piano. Einer der Offiziere trat zu den jungen Mädchen, Claudine zum Tanz auffordernd, ein anderer näherte sich ihr zaudernd und bat sie durch einen stummen Blick, Ellen vorgestellt zu werden. Sie folgte seinem Wunsch, während sie den Arm des ersten nahm, mit dem Hinzufügen, ihre Cousine habe sich heute unwohl gefühlt, sie wisse also nicht...

Ellen benützte dies. Mit einer artigen, aber kalten Verneigung lehnte sie ab, Claudines Worte bestätigend, und diese folgte mit ihrem Kavalier den übrigen tanzlustigen Paaren.

Ellen blieb einige Sekunden regungslos, den übrigen nachschauend, dann sich unbemerkt sehend, schwebte sie zur Thür und verschwand in dem andern Salon.

Günther hatte inzwischen den Vater gefunden, als dieser dem jungen Fremden eben die Hand reichte und ihm mit freundlicher Stimme sein Bedauern ausdrückte, ihn nicht hier fesseln zu können, wenn seine Geschäfte ihn forttrieben; er erwartete ihn zur Ordnung des übrigen am andern Morgen um die bezeichnete Stunde.

„Vater, wer ist dieser Herr?“ fragte Günther mit Absicht, noch sichtbar erregt, zu dem General tretend, als dieser eben die Spieltische aufsuchen wollte.

„Du nicht unter den Tänzern?“ rief der letztere überrascht, den Takt der Musik lauschend. — „Ach so, er ist Dir noch nicht vorgestellt worden! Unser Mann ist eingetroffen; Du sahst ihn aber wenigstens! Ich hatte ihn zu unserem Abend eingeladen, nachdem ich heute in seiner Gegenwart die mir von Chicago überlieferten Papiere geöffnet, von deren Inhalt er ja schon unterrichtet war. — Ein ganz hübscher Mensch, der einem Mädchen gefallen muß, halb Kavalier, halb Geschäftsmann, aber Welt-schliff! — Kein Wunder! — Hätte Dich gerne schon mit ihm bekannt gemacht, aber er entschuldigte sich eben mit wichtigen Briefen und Depeschen, die er in seinem Hotel erwarte. Die Hauptsache war ja erledigt, nachdem ich sie einander vorgestellt. Ging echt amerikanisch zu! Sie haben sich begrüßt wie zwei, die einander im Eisenbahn-coupé begegnen, und meinen wahrscheinlich, das übrige sei Sache des Ständesbeamten und des Pfarrers, denn es scheint, als hätten sie sich nicht weiter um einander bekümmert. Morgen mag die Sache erledigt werden, und ich werde froh sein, wenn sie mich nicht mehr kummert. — Aber mein Partner wartet auf mich beim Whist!“

Er sah nicht des Sohnes düstere, unruhige Miene, wandte diesem den Rücken und trat in das Spielzimmer.

Günther, sich an den Thürrahmen lehrend, schaute ihm unzufrieden nach.

„Pah! Was geht denn mich das alles an!“ rief er endlich, sich von seinen Gedanken losreißend, und trat in den Tanzsaal. Und hier sah er wohl die Schwester, sah die Freundinnen derselben in den Armen der Kameraden so graziös über das Parket schweben, die Cousine aber, die er, sich selbst fast unbewußt, eigentlich suchte, sie fand er nicht.

Jene flüchtige Scene, deren Zeuge er gewesen, wollte ihm nicht aus dem Kopf. Was bedeutete dieses jähe Erblicken, als sie sich einem Mann gegenüber gefunden, auf dessen Erscheinen sie doch gefaßt sein mußte? Und auch seine Ueberraschung, aus der er sich in der glatteiten, gewandtesten Weise herauszuziehen verstand, so daß die ganze Scene wie ein hastiges, täuschendes Wandelbild vorübergegangen, war höchst auffallend.

Das war nicht die Ueberraschung gewesen, die ein Mann empfinden konnte, der aus fernen Welten daher gereist kommt mit der Befürchtung, für eine ihm testamentarisch bestimmte hohe Summe vielleicht ein garstiges Weib mit in den Kauf nehmen zu sollen, und sich erst dann einem schönen jungen Weibe gegenüber sieht; denn schön war Ellen heute! Günther hatte sie auch bei Bräutigams nur in der einfachsten, anspruchslosesten Toilette gesehen, ihrer wenig geachtet, da er Erna liebte; aber wie sie ihm da heute in Gesellschaftstoyette erschienen, hatte ihre Schönheit seine Schwester geschlagen, und hatte er sie vor kaum einer Stunde trozig und sogar beleidigt verlassen mit dem Voratz, von ihr überhaupt keine Notiz mehr zu nehmen, so fühlte er sich jetzt intriguiert. Das Geheimnis dieses jungen Weibes wuchs ihm mit der

persönlichen Bedeutung, die Ellen in seinen Augen so plötzlich gewonnen; denn hatte dieser Fremde eine so auffallende Beherrschung seiner selbst gezeigt, so war auch sie nicht minder Herrin der Situation gewesen. Aber was lag derselben zu Grunde?

Ihm war der Abend verdorben. Unehrenhaft erschien es ihm, im Groll den Seinigen rücksichtslos zu verraten, was zu verschweigen er doch vorhin unaufgefordert ihr versprochen. Er ward zerstreut, als er Ellen vergeblich suchte, nahm am Tanze nur so viel Anteil, als er notgedrungen nehmen mußte, langweilte bei der Tafel sich und seine Nachbarinnen und gab der Schwester keine Antwort, als diese wissen wollte, warum er heute so verstimmt sei.

„Ich weiß selbst nicht, wie ich mir vorkomme,“ brummte er in der Nacht in seinem Zimmer. „Dieses junge Weib, aus dem ich nicht klug werde, ruft mir meine ganze Liebe für Erna ins Herz zurück und beschäftigt mich doch den ganzen Abend in dem Grade, daß es mich jene vergessen macht!“

Zu unruhig, um an Schlummer zu denken, maß er sein Zimmer.

„Ich kann's nur verwandtschaftliche Teilnahme nennen,“ beschwichtigte und erklärte er sich selbst. „Die Tochter von meines Vaters Bruder — Aber warum führte sie sich unter einem fremden Namen am Rhein als junge Witwe ein? — Der Vater hat sicher in den Papieren nichts gefunden, was sie hierzu berechtigte, sonst würde er dies nicht verschwiegen haben; aber bin ich denn verpflichtet, gegen ihn hierüber zu schweigen?“

Er preßte die Stirn gegen die Fensterscheibe und starrte in die Nacht hinaus.

„Ich bin einfältig, daß ich mir mit Dingen den Kopf zerbreche, die ja mich direkt nichts angehen! Morgen wird uns der Vater alles sagen; er wird dann den beiden seinen Segen geben, wenn sie nach dem Willen des Verstorbenen handeln, wird ihr das Vermögen überweisen, das ihm für sie zur Verfügung gestellt ist, und beide werden ihres Weges über den Ocean gehen auf Nimmerwiedersehen!“

Ohne wirkliches Bedürfnis, die Ruhe zu suchen, wandte er sich ins Zimmer zurück und starrte vor sich hin.

„Das ist's, was mich in Atem erhält, seit ich diesen Fremden erblickt!“ rief er, die Hand an die Stirn legend. „Sein Gesicht ist mir nicht ganz fremd! — Aber wo sah ich es?“ Er stand sinnend, in seinen Erinnerungen suchend, aber er fand nichts. „Laß sie beide gehen!“ rief er endlich. „Fremde Leute für mich, und wenn diese Cousine durch ihr seltsames Auftreten, durch ihr Zittern und Zucken am Rhein als bescheidene junge Witwe und heute als routinierte Gesellschaftsdame — mir wirkliches Interesse abzwängt, was kümmert sie mich — laß sie gehen!“

11. Der General thut seine Schuldigkeit.

In moralischer Zerschmetterung hatte Lothar an jenem Gesellschaftsabend schon früh das Haus des Generals verlassen. Der Boden hatte ihm unter den Füßen gebrannt, denn ihm war Unglaubliches widerfahren.

Mit all dem Mut, dem Selbstvertrauen, das nach Ueberwindung auch der letzten Skrupel in ihn eingezo-gen, hatte er die sorgfältigste Toilette gemacht, um des günstigsten Eindrucks auf sie gewiß zu sein. Mit dem Voratz, sie durch Liebenswürdigkeit zu überzeugen, daß er nicht um das Geld, sondern um ihr Herz werbe, und der Ueberzeugung, daß es ihm gelingen werde, diesen guten Eindruck zu machen, hatte er sich, wenn auch nicht ohne einiges Herzklopfen, von dem General zu ihr führen lassen und in der schönen jungen Dame mit der gelbseidenen Robe, vor die jener ihn gestellt, dieselbe erkennen müssen, die ihn auf jenem Ballfest in Cleveland in der tiefsten Demütigung und Erniedrigung gesehen!

Und auch sie hatte ihn wieder erkannt. Mit Erschrecken, mit sichtbar verletztem Stolz hatte sie ihn nur eines Blickes gewürdigt, und er — so gestand er sich selbst — hatte Uebermensliches geleistet, als er sich an dem Bewußtsein seiner Unschuld ihr gegenüber ausgerichtet, diesen Blick der Verachtung mit eisiger Kälte hingenommen und dann allerdings vernichtet, haltlos unter einem Vorwande die Gesellschaft verlassen.

Also auch hieher hatte ihn jener Fluch verfolgt müssen, der sich drüben an seine Herzen geheftet! Verloren war seine Hoffnung, zerstört sein Plan, in der ehrenhaftesten Weise um den Preis zu ringen, den ihm Frank cedit.

Sie hatte es sein müssen, gerade sie, an der er hatte erfahren sollen, daß er kein Glück als Abenteurer habe! Sie, die er sich als stilles, unter fremden Leuten bescheiden erzogenes Mädchen vorgestellt, sie, diese junge Dame, die auf jenem Ball eine der schönsten gewesen und auch in der Soirée des Generals —

Die verhängnisvollen Umstände jenes amerikanischen Balles traten ihm bis ins kleinste ins Gedächtnis zurück, wie er so mühsam dasaß und in das Licht der vor ihm stehenden Kerze starrte. In froher Stimmung, sich wieder auf dem Parket bewegen zu können, auf welchem er als junger Lieutenant seine Erfolge gehabt, umflutet von dem Gewoge einer glänzenden Gesellschaft, geblendet von dem Flor der Damen, hatte er an jenem Abend wohl ohne eine ihm bekannte Seele dagestanden, aber ihm war das

Herz so voll, so freudig erregt. Hier mocht's ihm gelingen, einen Anhalt zu finden, und sein Freund sollte dann weiter helfen.

Das große bunte Gewirre überschauend, stand er da in der Nähe der mit Drangenbäumen geschmückten großen Eingangshalle, als er unmittelbar hinter sich einen unterdrückten Anstich vernahm. Er wandte sich und sah eine ältere Dame mit vornehmen, aristokratischen Zügen sich über eine andere in weißem Ballanzuge beugen, deren jugendliches, liebliches Gesicht bange nach Hilfe umher-schaute, während ihr runder Arm, ihre Hand in weißem Handschuh sich ausstreckte, um die Schleppe ihrer Ball-robe von den Stacheln eines großen, blühenden bra-silianischen Dornstrauchs zu befreien.

Galant sprang er hinzu; das schöne Auge der Un-glücklichen schaute ihn so bittend an; er kniete neben ihr nieder, befreite mühsam den mit Spizzen überfluteten Saum ihres Kleides, den er hätte an seine Lippen führen mögen, und erhob sich, um den Dank von den rosigen Lippen, den hellen Augen zu empfangen.

Mit ritterlicher Haltung nahm er diesen entgegen; stolz auf das Glück, das ihm heute schon an der Schwelle dieses Paradieses leuchtete, geleitete er die Damen durch eine eng gedrängte Gasse von Kavalieren, die dem Eintreten der weiblichen Gäste entgegenzogen, und erst als der Raum sich weitete, nannte er den beiden Damen, sich vorstellend, seinen Namen.

Da aber trat jener Marineoffizier auf ihn zu und schleuderte ihm eine Beschuldigung ins Gesicht, die zu fassen ihm kaum die Zeit blieb, denn schon im nächsten Moment legte sich eine Hand auf seine Schulter; er sah sich dicht umringt, umdrängt und kam erst zu sich; als ihm die Einsamkeit eines unfreundlichen Gefängniszimmers die Zeit hiezu gewährte.

Und sie — sie hatte es sein müssen, der er heute und unter ähnlichen äußeren Umständen wieder hatte begegnen sollen! Sie war Ellen Willroth, von der das Testament sprach, in deren Erinnerung er als eines ehrlosen Ver-gehens beschuldigt jetzt dastehen mußte!

Unfägliche Mühe kostete es ihn, sich von diesem Schreck zu erholen, der ihm immer wieder glühheiß aus der Brust zum Gehirn stieg. Erst in der Nacht, als er angekleidet sich auf seinem Lager wälzte, gewann er so viel Ruhe, sich zu sagen, daß ja nicht alles verloren. Er wollte ihr schreiben, um eine Unterredung bitten, wollte ihr jenen Vorfall erklären; auch dem General wollte er die Sache im richtigen Lichte darstellen.

Das beruhigte ihn. Am nächsten Morgen schrieb er also an „Ellen von Willroth“, eine Unterredung erbittend. Aber das Billet ward ihm zurückgebracht. Er ließ seinen Besuch anmelden, derselbe ward aber abgelehnt.

So blieb ihm denn nichts übrig, als zu erwarten, welche Haltung sie ihm gegenüber annehmen werde, und hiezu galt es, sich mit dem General auf einen vertraulichen Fuß zu setzen, mit dem er ja bis jetzt nur das Geschäfts-liche zu besprechen im Stande gewesen.

Seinem Glück stand ja nichts entgegen als dieser dumme Vorfall, seinem Doppelglück, denn welch schöneres Weib hätte ihm beschieden sein können als dieses! Ja, ihm kam dieses Glück so märchenhaft vor, daß es in dieser profaischen Welt sich ohne einen Zwischenfall gar nicht vollziehen konnte. So machte er sich denn getrost um Mittag im elegantesten Promenadenanzug auf den Weg zum General, der ihn nach Erledigung seiner Bureau-geschäfte im Versalon empfing.

Lothar hatte in seinem Auftreten das äußere Wesen eines Touristen, eines weltgewandten jungen Mannes; daselbe war sicher, bewußt, degagiert; der erste Eindruck hatte den alten Soldaten also nicht getäuscht, und dennoch bedurfte er heute einiger Sekunden, um jetzt sich mit demselben abzufinden.

Das Auge des jungen Mannes nämlich war es, was ihn auch heute stutzig machte. Glatt und verbindlich war das Lächeln des Fremden, aber eben die Augen hatten keinen Teil an demselben. Der General meinte, etwas Schönes darin zu finden, während sie auch ihrerseits ihn vorsichtig maßten, ehe er dem Wink folgte, sich eines Sessels zu bedienen. Dem geraden alten Soldaten war's, wie er den Gast jetzt bei Tage anschaute, als sei etwas wie frischer Firnis an ihm, aber der Zweck seines Hierseins rechtfertigte das; er mochte alles gethan haben, um der Braut zu gefallen. Die Papiere zur Hand nehmend, setzte er sich ihm gegenüber.

„Die Wünsche meines seligen Bruders sind Ihnen bekannt,“ begann er nach einer artigen Einleitung, „Sie erklärten sich gestern damit einverstanden und werden es heute sicher noch viel mehr sein; es handelt sich also nur um die Modalitäten, über die wir schnell hinweg kommen dürften, wenn — ich stehe da allerdings an einem Punkte, der mir noch dunkel ist!“ unterbrach er sich, aufschauend — „wenn nämlich die junge Dame damit einverstanden ist, die — ich gestehe es zu meinem Leidwesen — mir bis jetzt noch keine Gelegenheit gegeben, ihre Meinung zu hören. Meines verstorbenen Bruders Verfügungen sind indes, wenn ich mich so ausdrücken darf, so amerikanisch, ich will damit sagen: so positiv und bündig, daß ich kaum eine wirkliche Schwierigkeit von der andern Seite voraus-sehen möchte.“



Das königliche Schloß.



Der Königsgarten (Promenadplatz).



Blick auf die Stadt von der Bucht.

Stockholm. Originalzeichnungen von Robert Haglund. (E. 94.)



Kaiser Wilhelm II. begrüßt Kaiser Alexander III. auf der Yacht „Alexandra“. Zeichnung von R. Proß. (S. 94.)

Lothar nahm diese Aeußerung mit demselben Lächeln hin; er neigte flüchtig das Haupt und bat den General schweigend, fortzufahren.

„Mein Bruder scheint nach seinen an mich gerichteten Zeilen die Absicht gehabt zu haben, seine Tochter wieder in seinem Vaterlande heimisch zu machen, er deponierte sein Vermögen wohl deshalb in einer deutschen Bank, sandte seine Tochter nach Deutschland und dirigierte auch Sie hieher. Wie nun Sie und die Erbin hierüber denken, weiß ich nicht, berührt mich auch kaum, denn meine Nichte scheint durchaus keine Anhänglichkeit oder Sympathie für ihre Familie hier zu haben, was ich natürlich finde, wenn ich auf ihre Erziehung fern von ihrem Vater blicke. Sie hat wohl kaum jemals von uns hier erfahren, und wir sind ihr also ganz fremde Leute, gerade so fremd wie Sie mir, der ich mit Ihrem Vater einst befreundet gewesen. Es ist das begreiflich, denn selbst der natürliche Zusammenhang will durch die Gewohnheit des Beieinanderlebens erhalten sein; ich darf nicht mehr verlangen, als die Natur gebietet, und handle eben nur als Mandatar. Das werden Sie verstehen, nicht wahr?“

Lothar nickte zustimmend und mit einer gewissen Feierlichkeit.

„Es ist, wie gesagt, nicht meine Sache,“ fuhr der General fort, „von Ihnen zu erfahren, wie Sie ihr Leben sich fortan zurecht legen wollen, ob Sie in Europa bleiben oder zurückkehren, denn ich vermute eben, Sie sind Geschäftsmann. Das zu meiner Verfügung gestellte Vermögen meiner Nichte soll Ihnen beiden in guten amerikanischen Papieren von mir übergeben werden, sobald der Zivilakt vollzogen ist. Das Gesetz verlangt hierfür nun aber eine Frist von einigen Wochen, während welcher meine Nichte in meinem Hause verbleiben und hoffentlich mehr Anteil an meiner Familie nehmen wird. Ich werde heute noch die nötigen Anträge machen und die Sache beschleunigen. Selbstverständlich steht während Ihres Hierseins mein Haus auch Ihnen offen und es wird mir, der ich von der Außenwelt nicht viel mehr gesehen habe als den Exerzierplatz und die Kolonnenwege in der böhmischen Campagne, ein Vergnügen machen, mich mit einem weltbewanderten jungen Mann wie Sie zu unterhalten. Meiner Nichte überlasse ich es, zu bestimmen, um welche Stunde sie ihren Zukunftsigen täglich zu empfangen wünscht; vielleicht auch ziehen Sie es vor, sofort in meiner Gegenwart.“

„Sie sind sehr gütig!“ lehnte Lothar ab. „Ich selbst behalte mir vor.“ Er erhob sich und reichte dem General die Hand, nachdem ihm dieser eine Vormittagsstunde für morgen bestimmt.

„Nun, Sie sind beide Amerikaner und werden sich ja am besten ohne mich verständigen!“ lachte der General, froh, mit dieser Einleitung fertig zu sein, und zufrieden endlich er den Fremden nach einer gleichgiltigen Unterhaltung. „Er mag selber sehen, wie er mit ihr fertig wird!“ dachte er, die Papiere zusammenlegend. „Man soll in meinem Bureau gleich das Nötige beim Standsamt beantragen, so habe ich alles gethan, was mir obliegt.“

Er diktierte sonach seinem Schreiber den Antrag, legte die ihm von Chicago übersandte beglaubigte Vollmacht, mit der Legitimation seiner Nichte bei, ließ das Couvert sofort an seine Adresse befördern und stieg dann in den Sattel, um mit Günther, der schon bei seiner Schwadron war, erst am Abend zurückzukehren.

Als er beim Nachtmahl erschien, blieb Ellens Platz wiederum leer. Sie habe durch die Jungfer bitten lassen, in ihrem Zimmer speisen zu dürfen, sagte ihm Claudine auf seinen fragenden Blick.

Und jetzt bei der Tafel erzählte er von seiner Unterhaltung mit dem jungen Amerikaner, auch daß er, um die ganze leidige Geschichte aus dem Kopf zu haben, schon seine Anträge beim Standsamt gemacht habe.

„Bei uns wird sie doch nicht warm,“ setzte er hinzu. „Sie ist ein fremder Vogel, der sich hier nicht zu Hause fühlt. Und doch verstehe ich sie nicht! Sie brauchte ja nur um Rücksicht, um Schonung zu bitten, brauchte nur zu sagen: Laßt mich erst heimisch hier werden! Ich würde ihr nichts in den Weg legen, und dem Amerikaner würde's ja auch nicht so pressiren! Sie sah wirklich schön aus gestern abend!“

Günther, der tief verstimmt, nickte unwillkürlich mit dem Kopf.

„Sie hatte einen bewundernswerten Chic,“ meinte Claudine. „Ich hatte sie für ein in ihrer Erziehung unter fremden Leuten vernachlässigtes Geschöpf gehalten, die Art und Weise aber, wie sie, obgleich sichtbar sehr befangen und innerlich beschäftigt, ihre Robe trug, die ihr nicht einmal gehörte, wie sie sich gab, wie sie lächelte, obgleich ich fühlte, wie ihr Herz schlug, als ich neben ihr ging, ihre Haltung — alles bewies mir, daß sie der Gesellschaft nicht ungewohnt. Jetzt, da Du sie schon vor das Standsamt bringst, werden wir sie natürlich sich selbst überlassen müssen.“

Günthers Hand bebte leise bei dem Wort; er schwieg, vor sich nieder schauend.

„Gewiß!“ bestätigte der General. „Aber das Resultat meiner Unterhaltung mit Großmann habe ich ihr unerläßlich noch mitzuteilen und das soll morgen geschehen.“

Die ganze Familie flog nach dem Souper noch aus, um den schönen Spätsommerabend mit Freunden zu ge-

niehen. Um Ellen kümmerte sich auch Claudine heute nicht mehr, denn die sollte ja jetzt heiraten. Als sie spät nach Hause zurückkehrte, sah sie noch Licht im Zimmer derselben. Günther hatte sich von ihnen getrennt und war noch nicht zurück.

Die Jungfer erzählte ihr beim Auskleiden, die Cousine habe sich mit dem Schreiben von Briefen beschäftigt und mit der größten Ordnungsliebe ihr die gebergte Gesellschaftsrobe zurückgegeben; dann sei sie ausgegangen, erst spät zurückgekehrt und habe sich in ihr Zimmer eingeschlossen.

12. Nicht die Rechte.

Am nächsten Vormittag rief der General nach seiner Bureauaufsuche die Jungfer in sein Zimmer, der er am Morgen einen Auftrag an seine Nichte gegeben.

„Sagen Sie dem Fräulein, ich erwarte jetzt ihren Besuch.“

„Sie ist wohl schon darauf vorbereitet, Herr General; ich hörte sie lange und unruhig in ihrem Zimmer hin und her gehen!“

„Gut!“ Und jetzt maß auch er ebenso unruhig das Zimmer. Ihm war's, als werde diese Unterhaltung wohl nicht so glatt gehen, denn irgend etwas mußte das Mädchen zu diesem Rückfall in sein renitentes Benehmen veranlassen, nachdem es in seiner Soirée doch so tratable gewesen.

Minuten verstrichen. Da trat Ellen, von der Jungfer bis an die Thür begleitet, ein.

Sie war in demselben Anzug, in welchem sie gekommen; der General sah befremdet, daß sie das Hütchen auf dem Scheitel trug, dessen Schleier ihre Stirn bedeckte. Gemessen blieb sie wenige Schritte vor der Thür stehen.

Dem General gefiel das nicht; er deutete mit knapper Artigkeit auf denselben Sessel, den er ihr bei ihrem ersten Erscheinen angewiesen. Sie nahm ihn und saß da, ohne aufzuschauen. Ein flüchtiger Blick des Generals zeigte ihm, wie ernst und gefaßt sie war. Er setzte sich ihr gegenüber.

„Du weißt, um was es sich handelt,“ begann er, sich in seinem Sessel zurücklehnd, seine Stimme mäßigend und einen gütigen Ton anschlagend.

„Es ist alles geschehen, um den Verfügungen meines seligen Bruders, Deines Vaters, zu genügen; Herr Frank Großmann hat mir gestern an dieser Stelle seine Bereitwilligkeit erklärt, die Verbindung mit Dir einzugehen, und befehlt sich vor, sich Dir als seiner Braut selbst zu nähern. Ist dies inzwischen geschehen?“

Ellen schwieg; sie blickte vor sich, ihre Hände lagen regungslos im Schoße, und jetzt erst bemerkte er, daß sie die Handgelenke angelegt, als sei sie zum Ausgehen bereit. Ganz wie beim erstenmale sah er sie daselbe Schweigen beobachten, und das machte ihn unruhig.

„Du weißt, daß ich hier im Namen Deines seligen Vaters spreche, dem Du Gehorsam schuldest; wenn Du ihn mir verweigert,“ rief er streng.

Und jetzt erst schlug Ellen die Augen auf und richtete sie in tiefem Ernst entschlossen auf ihn.

„Herr General,“ begann sie mit bewegter, aber fester Stimme, „ich weigere hier jeden Gehorsam und — jedem, der ihn begehrt, denn ich bin nicht die, für welche ich hier gehalten werde!“ Sie erhob sich und zwang mit ihrer Miene, ihren Worten auch ihn zu Gleichem. Ihr schien's leichter auf der Brust, als habe sie etwas von sich gewälzt, was sie schwer bedrückte.

Der General starrte sie sekundenlang sprachlos an. Unwillkürlich suchte er in ihren Zügen, die jetzt wieder so kalt und ruhig wurden, als wolle er bemessen, in wie weit sie die Wahrheit gesprochen.

„Was heißt das? Was soll ich davon halten?“ rief er streng und sich gebieterisch aufrichtend. „Was soll diese Unwahrheit? Glaubst Du Dich damit dem zu entziehen, was Dir geboten ist!“

Ellen schüttelte gelassen den Kopf.

„Ich sagte die Wahrheit!“ sprach sie vor sich hin.

„Die Wahrheit?“ Der General trat einen Schritt zurück, hastig und nervös die Tragweite des Gehörten erwägend. „Du — Sie wären nicht meines Bruders Kind?“ stieß er hervor.

„Nein, ich bin es nicht!“ Ellens Ton klang sicher und unerschrocken.

Der General ballte, empört über sie und sich selbst, die herabhängenden Hände und starrte sie groß an.

„Sie trafen nicht mit dem Dampfer „Anna“ in Amsterdam ein?“

„Ja, ich that es!“

Der General verlor jetzt die Ruhe.

„So sind Sie eine Betrügerin, eine Schwindlerin, eine Abenteuerin, die es wagte, sich in mein Haus, meine Familie —“

Ein Blick aus Ellens Augen unterbrach ihn.

„Ich dränge mich nicht hier ein!“ sprach sie gelassen.

„Man bemächtigte sich meiner auf offener Straße, schleppte mich auf die Eisenbahn und hieher, ohne mir Rede zu stehen auf meine Fragen und Beschwerden!“

„Und Sie schwiegen auf die meinigen! Wie kamen Sie dazu, ohne zu sprechen, so lange in meinem Hause zu verweilen?“

Ellen verstummte auf diese Frage und blickte weniger zuversichtlich vor sich.

„Wo sind Ihre Legitimationen, wenn Sie nicht sind, für was Sie hier gehalten wurden?“

Sie schwieg und zuckte die Achseln.

„Wer sind Sie also?“

Auch die Frage blieb ohne Antwort.

„So erkläre ich Sie also dennoch für eine Betrügerin, die ich den Behörden übergeben werde!“ Er wollte an den Tisch treten, zur Klingel greifen, aber er zauderte noch, denn jetzt vernahm er wieder ihre Stimme:

„Wäre ich dies, was könnte mich abhalten, mich in den Besitz des großen Vermögens zu setzen, das Sie mir aufbringen wollen?“

Abgewendet stand der General am Tisch.

„Verdammt! Sie hat recht!“ brummte er lautlos in sich hinein, während seine Hand müßig auf der Tischplatte ruhte. Und da fiel ihm ein, daß schon heute auf seinen Antrag die Namen Frank von Großmann aus Kalifornien und Ellen von Willroth aus Chicago als bereit, den Ehebund zu schließen, an öffentlicher Stelle ausgehängt worden, wie ihm in der Frühe der im Bureau beschäftigte Unteroffizier gesagt hatte.

Und er selbst hatte ja schon, seit diese Fremde eingetroffen, im Offizierskasino, auf dem Exerzierplatz, auf der Promenade von der originellen Mission gesprochen, die ihm auferlegt worden; er hatte noch an seinem Empfangsabend, beim Souper, als sie sich bereits entfernt, umständlich von seiner Nichte und dem Kalifornier erzählt, die er zu verheiraten habe, und stehend heiß fiel ihm jetzt auch noch der Gedanke auf das Herz: wenn sie wirklich eine Betrügerin gewesen wäre, wenn er die fünfmalhunderttausend Dollars ausgezahlt hätte und für deren Verbleib verantwortlich gemacht, das heißt ruiniert worden wäre!

Er wandte sich zu ihr zurück und fixierte sie strafend mit dem Blick eines Inquisitors. Dabei aber traf ihn der ihrige mit einer solchen Ruhe und Sicherheit, daß er betroffen vergaß, was ihm sein Unwille auf die Zunge gelegt. Nur wer sich der eigenen Wahrhaftigkeit bewußt, konnte ihm so ins Auge schauen. Und dennoch blieb die Frage: Warum sprach sie erst heute? Wer war sie, wenn sie keine Schwindlerin? Hastig überdachte er, wie er, als man konstatierte, daß der Name des erwarteten jungen Mädchens sich in der Liste jenes Schiffes befand und daselbe nicht eintraf, die Behörden in Anspruch genommen, und wie die letzteren die Spur dieses Mädchens vom Landungsplatz ab verfolgt und daselbe endlich unter einem fremden Namen erwischt, den es aus unbekannten Gründen angenommen haben mußte. Aber wie war diese Täuschung möglich und wo war die andere, die rechte?

„Beantworten Sie mir eine Frage,“ begann er, sich sammelnd, wieder. „Unter welchem Namen betraten Sie das Schiff? Unter dem Namen meiner Nichte? Und was veranlaßte Sie hiezu?“

Ellen lächelte überlegen.

„Ich fühle mich nicht verpflichtet, Ihnen über mich weitere Auskunft zu geben!“ Sie sprach das mit derselben Sicherheit.

„Und wenn ich Sie nun in die Lage versetzte, der Behörde hierüber Rede zu stehen?“

Die Frage erschütterte wohl ihre Haltung, aber sie beherrschte sich.

„Wer hätte mich hindern können, Ihr Haus schon früher zu verlassen, wenn ich Ursache hätte, Ihre Drohung zu fürchten? Gezwungen duldete ich Ihre Gastfreundschaft; heute danke ich Ihnen für dieselbe, Ihrer Tochter für die Freundschaft, die sie mir widmete, und bitte, mich zu entlassen.“

Sie verneigte sich in tiefstem Ernst und wandte sich zur Thür.

„Ein Wort noch!“ rief der General, ihr einen Schritt nachstehend.

Sie kehrte sich zurück und der General hielt unwillkürlich inne.

„Mein Herr, ich verweigere Ihnen jede weitere Antwort!“ Damit erreichte sie die Thür in demselben Augenblick, als Günther dieselbe von außen öffnete.

Stehend blickte dieser auf die Scene; Ellens entschlossene Haltung und Miene ließen ihn betroffen zurücktreten und mit einem kalten Gruß schritt sie an ihm vorüber in den Korridor.

Vater und Sohn schauten einander schweigend an.

„Was war dies?“ fragte Günther, begreifend, daß etwas Besonderes vorgegangen sein müsse.

Der General ließ ihn stehen, krampfte die Hände auf dem Rücken zusammen, trat ans Fenster und schaute auf die Straße hinaus.

Sekunden vergingen, bis er, dem die Sache nach einiger Ueberlegung doch zu bunt vorlam, verdrossen der stummen Frage des Sohnes begegnete.

„Da stehst Du und starrst mich an!“ rief er. „Weißt Du, daß ich es dieser Person, die da eben hinausging, verdanke, wenn ich in Zukunft den Leuten noch, ohne mich zu schämen, ins Gesicht blicken darf?“

Günther verstand ihn nicht.

„Ja, dieser Person, die mir der unverzeihlichste Mißgriff eines Beamten ins Haus gebracht! Von ihr

hing es ab, mich zu einem armen, ruinirten Mann zu machen — Nur von ihr!"

"Ich verstehe Sie nicht, Vater!" Günther schien durch diese Aeußerung sonderbar erregt.

"Sie ist gar nicht die Tochter meines Bruders, und ich Narr war auf dem Punkt, ihr sein ganzes hinterlassenes Vermögen auszuliefern!"

"Sie ist..." Günther nickte schweigend, die Lippen zusammenpressend, vor sich hin.

"Ein ganz fremdes, und gar nichts angeheendes Frauenzimmer, und ich Dummkopf nahm sie auf ohne jede Legitimation! Gott sei Dank, sie war ehrlich und wies alles zurück, was ich —" Er stampfte ingrimmig über sich selbst mit dem Fuß.

Günther senkte die Augen, als wolle er überlegen. Sollte er dem Vater von Brünigs Hause und seiner Begegnung in demselben sprechen? Dieser Name war in der Familie vermieden worden, seit der General seinen alten Freund, den Baron, durch so schroffe Abberufung des Sohnes verlor, diesem gegen Bezahlung seiner Schulden das Ehrenwort abgenommen, keine Zeile mit der Tochter jenes verarmten Mannes zu wechseln und einer reichen Partie gewärtig zu sein, für die er sorgen werde.

In Günthers Herz lebte noch immer die Hoffnung, daß der Vater andern Sinnes werde. Verriet er diesem jetzt, daß die Brünigsche Familie doch nur aus Bedürftigkeit dieses jedenfalls zweideutige junge Weib bei sich aufgenommen, so erbitterte er den Vater noch mehr gegen Brünig. Dazu kam der Eindruck, den diese Fremde gestern Abend im Salon auf ihn gemacht; sie konnte nicht die sein, als welche sie in jenem kleinen Landhause erschienen! Uebrigens hatte sie ja ehrlich gegen den Vater gehandelt, der sich in seiner Aufgabe überstürzt; er wollte also schweigen, wenigstens heute. Vielleicht sah er sie noch, und dann sollte sie ihm jene flüchtige Scene mit dem Kalifornier erklären.

"Aber wie kam sie in unser Haus, Vater?" fragte er. "Aus eigenem Antriebe?" Er schüttelte den Kopf.

"Das ist ja eben die Dummheit, die andere, nicht ich, begingen, als ich sie vergeblich hier erwartete und des Wartens müde geworden — natürlich nur aus Besorgnis!"

"Und sie hat Ihnen nicht gesagt, wer sie also ist?"

"Nichts! Sie verweigerte jede Auskunft!" Das Eintreten des Dieners unterbrach ihn. "Da ist auch er schon!" rief der General, demselben eine Karte abnehmend und sich mit der Hand über das kurz geschnittene Haar fahrend. "Was soll ich mit ihm jetzt?"

"Ich möchte doch mit ihm bekannt werden!" bat Günther. "Ich habe meine Gründe!"

Der General blickte den Sohn fragend an; er winkte dem Diener, und als Lothar jetzt eintrat, als der General ihm, verwirrt noch, Günther vorstellte, da übte des Fremden freies, unbefangenes Auftreten eine derartige Wirkung auf Vater und Sohn, daß beide eine kleine Verlegenheit nicht zu unterdrücken vermochten.

Lothars Miene zeigte das verbindlichste Lächeln; sein Benehmen war von einer gewissen, rückhaltvollen Familiarität, als er dem General die Hand reichte, und diesmal hatten auch seine Augen teil an diesem Lächeln; mit vollendeter Routine wandte er sich dann an Günther.

"Ich bin glücklich, den Sohn meines hochverehrten Onkels begrüßen zu dürfen," sagte er mit sonorer Stimme und so gewinnend, daß Günther für den Augenblick sein Vorurteil vergaß. Erst als Lothar sich wieder an den General wandte, blickte Günther prüfend auf das Profil des Fremden; sein Blick glitt an der Gestalt des selben herab; unwillkürlich schüttelte er den Kopf, als der Vater ihm den Wink gab, ihn mit dem Fremden allein zu lassen.

"Ich werde nicht flug aus ihm," murmelte er sich entfernend.

"Herr von Großmann," begann jetzt der General, als er mit diesem allein, ihn auf einen Sessel einladend und nicht ohne eine gewisse Verlegenheit, "ich danke Ihnen für Ihren Besuch, wünschte aber, Ihnen Angenehmeres mitteilen zu können."

Lothar zuckte leise zusammen. Der General mußte von Ellen bereits gehört haben, ehe es ihm gestattet gewesen, selbst die Rede auf den gewissen Punkt zu bringen. Indes, er hatte sich ja hinreichend hierauf vorbereitet.

Aber der General gab ihm hiezu keine Gelegenheit.

"Sie haben der jungen Dame noch nicht Ihren Besuch gemacht?" fragte er.

Lothar erschien es zwar auffallend, daß er nicht wie bisher von seiner Nichte sprach; indes er legte dem Wort kein Gewicht bei.

"Geschäfte verhinderten mich," antwortete er etwas kleinlaut. "Es war meine Absicht, heute —"

"Wird nicht mehr nötig sein," unterbrach ihn der General. "Sie hat das Haus soeben verlassen. Ein unseliges Mißverständnis hat nämlich uns beide in eine sicher auch Ihnen peinliche Lage gebracht, denn trotz der Familienähnlichkeit, die ich an ihr zu finden meinte, ist sie nicht diejenige, die ich in ihr zu sehen glaubte."

Lothars Gesichtsfarbe wechselte einen flüchtigen Augenblick kaum merkbar; er verbarg dies unter dem Ausdruck der Ueberraschung. Schweigend blickte er den General an.

"Hören Sie mich und erfahren Sie, wie dies geschehen konnte!" fuhr dieser fort, und jetzt erzählte er, wie er, besorgt um das Nichteintreffen des ihm mit einem bestimmten Schiffe avisirten Mädchens, seine Erkundigungen eingelegt und nachdem die Schiffsliste wirklich den Namen aufgewiesen, nach dem Verbleiben desselben durch die holländischen, dann durch die niederheinischen Behörden geforscht, welche die Spur vom Landungsplatz aus verfolgt und das Mädchen in seinem Hause abgeliefert hätten.

Lothar hörte das mit einer gewissen Unruhe an, jedoch ohne äußerlich seinen Gleichmut zu verlieren.

"Selbst!" rief er endlich und blickte sinnend vor sich nieder, aber er that keine Frage.

"Ich muß mir allerdings den Vorwurf einer Unvorsichtigkeit machen," fuhr der General fort. "Das Benehmen dieses jungen Weibes hätte mich warnen sollen, aber da man mir schrieb, daß meine Nichte ihren Vater seit der frühesten Kindheit nicht gesehen, durfte mich's nicht allzusehr überraschen, als sie sich gegen die Verfügungen des letzteren aufzulehnen Miene machte, zumal ich Ursache hatte, zu vermuten, daß sie bei ihrer Ankunft in Europa sich denselben schon zu entziehen gesucht."

Lothar schüttelte den Kopf; es zuckte leise, dem General unmerkbar, um seine Mundwinkel. Der letztere meinte ihm Muth und Schonung widmen zu müssen, um diese Mitteilung zu verwinden.

"Sie sahen, wie bereitwillig ich mich den Wünschen meines seligen Bruders unterzog," sagte er, als Lothar noch immer schweigend vor sich blickte. "Ich hätte dadurch uns beiderseitig sogar in die misslichste Lage bringen können, wenn wir es nicht mit einer ehrlichen Person zu thun gehabt hätten. Jetzt bleibt nur die Frage: Wo ist die wirkliche Erbberechtigte und was ist aus ihr geworden? Diese Frage zu lösen muß ich Ihre Hilfe in Anspruch nehmen, Ihnen sogar alles überlassen! Sie sind Amerikaner, Sie sind in der weiten Welt mehr zu Hause als ich, dessen Wirksamkeit nicht über meine Brigade hinausreicht. Sie selbst sahen, wie unbeholfen ich mich schon angestellt. Betrachten Sie mein Haus inzwischen als eine Stätte, an der sie stets bereitwillig empfangen werden."

Er erhob sich, aufatmend in dem Gedanken, die heikle Sache hinter sich zu haben. Lothar zögerte noch einen Moment, dann richtete auch er sich auf.

"Herr General," sagte er, diesem die Hand reichend; "Sie begreifen meine Stimmung! Ich reise noch heute nach Amsterdam und bitte um die Erlaubnis, Ihnen Mitteilung machen zu dürfen." Seine Stimme zitterte merkbar.

"Soll mir angenehm sein!" Der General entließ seinen Gast, ohne auf dessen Miene zu achten. "Gott sei Dank!" brummte er, die Hände in die Seiten stemmend. "Aus der Patzche wäre ich heraus. Er mag sie selber jetzt suchen, und den Leuten gegenüber sind' ich schon eine Ausrede. Man hat von Amerika noch Schwierigkeiten gemacht, oder was sonst derart die Sache verzögern kann; ich muß schon zu einer Lüge greifen!"

"Eine schöne Konfusion, die der Vater da angerichtet hat!" Damit war inzwischen Günther zu der Schwester getreten, die er in derselben Laube des Gartens fand, in der er Ellen überrascht hatte. "War im besten Zuge, diesem Kalifornier ein ganz fremdes junges Weib antrauen zu lassen, dem er gar nicht einmal den Vorwurf machen kann, es habe ihn zu täuschen gesucht!"

Claudine blickte ihn erschrocken an, und Günther erzählte jetzt, was vorgegangen, auch daß der Kalifornier vielleicht noch broken sei.

"Ja, um Gottes willen, wer ist sie denn anders?" rief die Schwester. "Nein, zu täuschen gesucht hat sie wirklich nicht; aber warum schwieg sie und duldete das alles tagelang?"

Die Jungfer erschien eben sehr erregt am Eingang der Laube, an den sich Günther mit gekreuzten Armen gelehnt, und bat schweigend, eine Meldung machen zu dürfen.

"Die junge Dame hat das Haus verlassen," berichtete sie, "und mir ein Trinkgeld, zwei Goldstücke, in die Hand gedrückt. Sie bat mich, dem gnädigen Fräulein Dank und Abschiedsgruß zu sagen, da ihr nicht gestattet sei, dies persönlich zu thun!"

Claudine empfing die Meldung sehr verlegen.

"Es ist gut!" winkte sie endlich.

"In ihrem Zimmer ist alles in der saubersten Ordnung; sie ist gegangen, wie sie gekommen!" Die Jungfer entfernte sich.

"Was sagen wir jetzt unseren Bekannten, wenn wir nach ihr gefragt werden?" Claudine lehnte verdrossen die Stirn in die Hand. "Ich hätte geschworen auf diese Aehnlichkeit!"

"Ich gehe in die Stadt! Vielleicht höre oder sehe ich dort noch, was aus ihr geworden!" Günther verließ die Schwester, getrieben von dem Bedürfnis, sie noch zu finden, vielleicht gelang es ihm doch noch, sich ganz ihres Geheimnisses zu bemächtigen. Er meinte, sie müsse ihm beichten, wenn er ihrer noch habhaft werde, denn all dem lag ohne Frage noch eine Intrigue zu Grunde, hinter die er kommen mußte. Erst wenn das geschehen, wollte er dem Vater sagen, was er wußte.

Claudine schüttelte unwillig den Kopf.

"So ist der Vater in allem, was nicht seinen Dienst angeht! Blamirt bin ich bei allen meinen Bekannten!" rief sie in ihrer burschikosen Weise. "Jeder wird fragen nach ihr, der Vater wird niemand Antwort geben, und ich, die ich schon meine Freundinnen auf eine glänzende Hochzeit vorbereitet, ich sehe da! — Ich muß mit dem Vater sprechen!"

Als sie den Hof erreichte, sah sie den General eben davonreiten. Er hatte sich in den Sattel geschwungen, um draußen seinen Aerger verdrängen zu lassen und vorläufig im Hause keinem Rede stehen zu müssen. Als sie das Haus betrat, kam ihr eine Freundin entgegen, um ihr zu erzählen, sie sei soeben ihrer reizenden amerikanischen Cousine auf der Post begegnet, in der sie auch nach dem Telegraphennamen gefragt; sie sei sehr zerstreut gewesen, was ja erklärlich, da sie vor der Hochzeit gewiß noch viel zu besorgen habe.

Claudine verwünschte innerlich die Cousine samt der Freundin.

"Sie hat noch eine Reise vor," antwortete sie zerstreut, nicht wissend, was sie eigentlich sagen sollte, und da kam sie zufällig auf dieselbe Idee, mit der sich ihr Vater vorläufig auszureden gedachte. "Es ist noch etwas dazwischen gekommen — Weitläufigkeiten, wie das immer so geht! Der Vater hatte vergessen, alles vorher in Ordnung zu bringen! Was versteht er davon!"

"Schade! Wir freuen uns alle schon darauf! Darf ich das erzählen?"

"Gewiß! Wenn Du willst! Ich bitte Dich darum!"

(Fortsetzung folgt.)



Selbstmorde in Berlin.

Von der Berliner Selbstmordchronik entrollt eine dortige Korrespondenz das folgende düstere Bild: Täglich bringt uns der Polizeibericht in seiner lakonischen Kürze das Resumé der Unfälle, welche in dem Getriebe der Millionenstadt vorkommen, kurze Auszüge aus dem Elend, welches tagtäglich seinen Abbruch findet in dem erschütternden Drama des freiwillig gewählten Todes. Wie verschiedentlich die Todesarten sind, welche die zu diesem traurigen Entschluß Getriebenen wählen, um ihrem verfluchten Leben ein Ende zu machen, darüber gibt uns die folgende Statistik, die aus dem amtlichen Polizeibericht geschöpft, eine ausführliche Schilderung. Es ist das letzte Jahr, von Ende April 1887 bis Anfang Mai 1888, welches ein erschreckendes Resultat in Bezug auf Selbstmorde in Berlin geliefert hat. Nicht weniger als 447 Selbstmorde und Selbstmordversuche sind in einem Jahr in Berlin geschehen. Eigentliche Selbstmorde, das heißt solche, die mit absolut tödlichem Ausgange waren, verzeichnet die Statistik mit 308 Fällen, wovon 221 auf Männer, 82 auf Frauen und Mädchen und schließlich auf 5 Kinder entfielen. Selbstmordversuche wurden gemacht von 139 Personen, und zwar von 94 Männern, 44 Frauen und Mädchen und 5 Kindern. Während demnach bei Selbstmord mit tödlichem Ausgange Frauen und Mädchen in verschwindender Minderheit mit 23 Prozent vertreten sind, finden wir bei den Selbstmordversuchen das weibliche Geschlecht mit 37 Prozent verzeichnet. Nach den Himmelsrichtungen gerechnet ist es der Norden, welcher 114 Personen, das heißt 25 Prozent der Gesamtsumme, zum Selbstmörderkontingent liefert; am schwächsten ist der Süden, das vornehmste Stadtviertel, mit 22 Personen verzeichnet. Das Durchschnittsalter der Selbstmörder kann man bei den Männern auf 40 bis 50 Jahre annehmen, während Frauen mit 27 bis 35 Jahren den Tod aussuchten. — Das am meisten angewendete Todesmittel ist der Strid (das heißt der Tod durch Erhängen), zu welchem nicht weniger als 143 Personen griffen. Nur 10 von diesen wurden durch rechtzeitige Wiederbelebungsversuche gerettet. — Eine nicht weniger bedeutende Rolle in den Todestragödien spielen die dunklen Wasser der Spree, denn nicht weniger als 95 Personen haben den verhängnisvollen Sprung in die Wellen gemacht, wovon zwei Drittel als Leichen herausgezogen wurden, während das letzte Drittel durch Eingreifen mutiger Lebensretter dem nassen Element entzogen werden konnten. — Den schweren Todeskampf durch Gift haben 64 Personen vorgezogen, wovon etwa die Hälfte Frauen und Mädchen sind. Unter den Gifarten, woran die Unglücklichen starben, finden wir Kieselz, Cyanalkali, Phosphor, Salpeter, Jod, Salz, Schwefel- und Blausäure, Kreosot, Karbol, Strichninin, Petroleum, Morphinum, Chloralhydrat. Am beliebtesten — wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf — sind Kieselz und Phosphor, an denen je 5 Personen starben. Der Schußwaffe haben sich 68 Personen bedient; durch glückliches Ungeschick — oder verdanken sie ihre Lebensrettung im entscheidenden Moment der zitternden Hand — konnten 28 Personen dem Tode entzogen werden. Nur wenige dieser Selbstmörder erschossen sich in ihrer Wohnung, die meisten richteten die Waffe auf einer Bank im Tiergarten, Friedrichs- oder Humboldtsplatz gegen sich. — Einen jähen Sprung in die schwindelnde Tiefe — auch Sturz aus dem Fenster der dritten und vierten Etage — versuchten etwa 44 Personen, worunter etwa der dritte Teil Frauen und Mädchen; hierbei stellen die Kinder ein nicht unbedeutendes Kontingent, von denen nicht weniger als sieben — zumeist Schulkinder — bei

dieser Selbstmordart zu finden sind. — Unter die Räder der Lokomotive warfen sich 4 Personen, wovon jedoch glücklicherweise nur eine starb. — Den Tod durch Erhängen suchten im ganzen 5 Personen, von denen 3 gerettet werden konnten, auf. — Das Durchschneiden der Pulsadern und der Kehle wurde von 24 Personen ausgeführt, wovon 15 wieder hergestellt, zumeist aber den Irrenhäusern als „wahnsinnig“ überwiesen werden mußten. Doppelte und dreifache Todesarten, ausgeführt von ein und demselben Selbstmörder, kamen öfters vor. Wir finden Personen

dabei, welche erst Gift nehmen und sich dann die Kehle durchschneiden, sich eine Kugel in die Brust jagen und dann aus der vierten Etage herabstürzen und so weiter. — Mörder, die nach gelungener oder mißlungener That sich das Leben nahmen, finden wir in fünf Fällen vor. Von der Berliner Garnison zählt man in diesem Jahr vier Selbstmörder. Auch mehrfache Doppelselbstmorde, das heißt solche, bei denen sich mehrere Personen von selbst den Tod gaben, sehen wir in der Statistik verzeichnet. Auch den Grund der Selbstmorde können wir, soweit dies mög-

lich, unseren Lesern mitteilen. Bei Kindern ist es ausschließlich die Furcht vor zu erwartender Strafe, bei Mädchen der Liebesgram, bei Frauen Eifersucht und sträfliches Liebesverhältnis, auch Irresein, bei Männern aber überwiegend schlechte Verhältnisse und Hunger, welche die Aermsten in den Tod getrieben. Die meisten Todesfälle weist der Januar auf, nämlich dreißig, während der Dezember mit einundzwanzig als der schwächste in der Selbstmordliste verzeichnet ist.



Ausgang zu dem Pfefferhaus in Nürnberg. Originalzeichnung von Professor F. E. Mayer. (S. 87.)

Die Farbe des Wassers.

Nachdem es längst anerkannt ist, daß das Wasser nur in dünneren Schichten farblos erscheint, während ihm bei hinreichender Dicke der Schicht eine rein blaue Farbe zukommt, hatte man bisher doch noch keine genügende Erklärung für die verschiedenartigen Färbungen geben können, welche die Gewässer der Erde darbieten. Im allgemeinen nahm man an, daß die grüne bis braune Farbe vieler Seen und Flüsse organischen Beimischungen ihren Ursprung verdanke. Andere Anschauungen hat W. Spring vor einiger Zeit in der Belgischen Akademie ausgeprochen. Danach enthält das Wasser stets feste Teilchen aufgelöst, in denen

sich ebenso wie in den die Luft erfüllenden Sonnenstäubchen ein Lichtstrahl deutlich abhebt. Diese Teilchen (teils Thon, teils Kalkstein, teils noch andere Stoffe) befinden sich in so fein verteiltem Zustande, daß sie durch ein Filter mit hindurchlaufen und der Lösung nahe sind. Der Verfasser bezeichnet diesen Zustand als pseudo-kolloidalen, indem er ihn der Eigenschaft der Kolloidsubstanzen (Leim, Gummi, Stärke, Thonerde und so weiter) im Gegensatz zu den kristallisierenden Körpern, nur langsam zu diffundieren, gegenüberstellt. Die an sich farblosen Teilchen werfen das in das Wasser eindringende Licht, das sonst nicht wieder herausgetreten würde, zurück. Sind sie nur in geringer Menge vorhanden, so verbreitet sich das Licht in größere Tiefen, legt

also einen langen Weg im Wasser zurück und nimmt dadurch die blaue Eigenfarbe des letzteren an. Anders verhält es sich aber, wenn das Wasser stark getrübt ist. Die im pseudo-kolloidalen Zustande befindlichen Stoffe werfen nämlich das Licht ungleichmäßig zurück; die brechbareren violetten und blauen Strahlen werden unter erheblicher Schwächung ihrer Lichtstärke seitlich abgelenkt, während die gelben und roten Strahlen ziemlich unverändert zurückgegeben werden. Die Gesamtwirkung ist also bei großem Gehalt des Wassers an den erwähnten Stoffen die, daß das — beim Auffallen weiße — Licht einen gelben und weiterhin einen braunen Ton annimmt. Vermag nun, bei mäßiger Trübung, auch die blaue Eigenfarbe des Wassers zur Geltung zu gelangen,

Die Firma Meyer & Co. am Sonntag Nachmittag.

Originalzeichnung von A. Waniura.



so wird sich dieselbe mit jenem gelben Lichte zu einer blau-grünen, grünen oder gelblich-grünen Farbenabstufung vereinigen. So gewährt — während der Achensee in Tirol das herrliche Blau des reinen Wassers darbietet — der Vierwaldstättersee und der Tegernsee in Bayern eine grüne und der Brienzertsee eine gelblich-grüne Färbung; eine bis ins Braune gehende schmutzig-gelbe Färbung nehmen wir aber an unseren norddeutschen Landseen wahr. Da nach dem Gesagten das aus einem blauen See austretende Licht einen größeren Weg zurücklegt als das Licht eines gelb-grünen Sees, so muß das blaue Licht das schwächere sein, das grüne schwächer als das gelb-grüne. Dieser Schluß wurde durch den Versuch bestätigt. Ein mit dem einen Ende ins Wasser getauchtes, passend verändertes Photometer gab für die Lichtstärken des „Blauen Sees“ des Randerthales südlich vom Thunersee, des Vierwaldstätter- und des Brienzertsees das Verhältnis 1:1,094; 1,272.



Aus allen Gebieten.

Mittel gegen Fliegen.

Vor wenigen Jahren besuchte ich, schreibt der Einsender, auf einer Vergnügungstour eine der größten Wurstfabriken Thüringens, aus welcher ich schon seit mehr als zwanzig Jahren meinen Bedarf an Dauerwurst beziehe. Ich war dem sehr liebenswürdigen Besitzer gänzlich unerwartet gekommen. Er führte mich in allen Räumlichkeiten der mit Dampf betriebenen Fabrik herum und erbot sich, mir tausend Thaler für jede Fliege zu zahlen, die ich in diesen Räumen finden würde. Es herrschte die größte Reinlichkeit. Ich suchte vergeblich nach einer Fliege, nicht wegen der versprochenen tausend Thaler, sondern weil ich triumphieren hätte, wäre ich im Stande gewesen, ein solches Tierchen nachzuweisen. Das ganze Geheimnis, um Fliegen fernzuhalten, bestand, wie mir der Fabrikant schließlich mitteilte, darin, daß zu dem Delanstrich der Wände eine große Quantität Lorbeeröl mitverwendet worden war, dessen Geruch die Fliegen nicht ausstehen können.

Künstliches Leder.

Ein neues künstliches Leder, das heißt ein dem wirklichen Leder ähnlicher Stoff, wird nach der „Revuo des Cuirs“ neuerdings dadurch hergestellt, daß man sehr fein zerleinerte Lederabfälle mit aufgelöstem Leim zu einer dicken, formbaren Masse, welcher ein gewisses Quantum Gerbstoffe zugelegt wird, verbindet und diese Masse dann durch Pressen in die gewünschte Form bringt. Um dieses künstliche Leder widerstandsfähiger gegen Feuchtigkeit zu machen, wird seinen Bestandteilen auch noch Gummi und Glycerin beigelegt und das fertige Produkt mit Leinöl imprägniert. Das Quantum der zu nehmenden Stoffe richtet sich nach dem Produkt, das man zu erzielen wünscht, und kann man selbst Sand, Sägespäne und ähnliche Stoffe ohne Schaden mit darunter mischen, selbstverständlich nur in kleinen Quantitäten. Diese Masse kann in alle möglichen Formen gebracht werden und wird, wenn sie getrocknet ist, sehr hart. Das so gewonnene Produkt ist im Stande, wirkliches Leder in vielen Fällen zu ersetzen und kann in der Praxis verschiedene Verwendung finden.

Elektrisches Schweißen von Metallen.

Zwei russische Ingenieure, N. d. Benardos und St. Olszewski in Petersburg, haben die wichtige Erfindung gemacht, Metalle durch direkte Anwendung des elektrischen Stromes zu bearbeiten, insbesondere zu vereinigen, welches Verfahren ganz überraschend günstige Resultate ergeben hat, indem es gestattet, alle Metalle, selbst die schwerst schmelzbaren, ohne Hinzufügen anderer Stoffe als Lot, aufs innigste mit einander zu vereinigen, und zwar nicht nur gleichartige, sondern auch nach Belieben verschiedene Metalle, zum Beispiel Kupfer mit Schmiedeeisen und Gußeisen, Nickel mit Eisen, Blei mit Eisen, Aluminium mit Platin und dergleichen mehr. Fachmännische Kreise messen der Erfindung große Bedeutung bei und haben in der That in den Demonstrationswerkstätten zu Petersburg und Creil bei Paris ausgeführte Arbeiten die praktische Verwendbarkeit so augenfällig dargelegt, daß eine Anzahl russischer und französischer Großindustrieller sich bereits veranlaßt sah, Lizenzen zu erwerben, und das Haus Rothschild in Paris die Patente für Frankreich, Oesterreich-Ungarn, Italien und Belgien erworben hat.

Rezepte.

Zur Reinigung gebrauchter Korke empfiehlt die „D.-Amer. Apoth.-Ztg.“ dieselben in ein Faß zu geben, welches mit einem durchlöcherigen Deckel versehen ist, der sich in das Faß einsetzen läßt, um unmittelbar auf den Korken aufzuliegen. Man gießt dann kochendes, mit Schwefelsäure 1:20 vermishtes Wasser auf und läßt die Korke mit diesem bedeckt 15 bis 20 Minuten stehen, worauf man das Wasser abläßt und das Faß auspült. Man wiederholt das Verfahren hierauf mit einem reinen, kochenden Wasser und schließlich mit einer schwachen Alaunlösung, mit welcher man die Korke $\frac{1}{2}$ Stunde in Berührung läßt. Nach dem Ablassen auch dieser Lösung setzt man die Korke zum Trocknen und Bleichen der Sonne für 1 bis 2 Tage aus, läßt sie jedoch nicht über die Nacht drauhen.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Wiße.

Ein junger Mann hatte sich sterblich in eine galante Schauspielerin verliebt, und um ihr seine Huldigung an den Tag zu legen, wurde er nicht müde, sie zu besingen und eine Unmenge gräßlicher Verse auf seine Kosten in verschiedenen Zeitungen abdrucken zu lassen. Um den Gegenstand seiner Sehnsucht aber stets vor Augen zu haben, hatte er ein sehr ähnliches Bildnis seiner Angebeteten über seinen Schreibtisch aufgehängt. Ein boshafter Freund schrieb unter dieses Bild folgende beherzigenswerte Verse:

„Seht diese Augen, den Mund, schön wie die lächelnde Rose,
Und ihres Busches entzündende Pracht!
Dies ist das Mädchen, das mich aus einem Narren in Prose
Zu einem Narren in Versen gemacht.“ Dr. H. St.

Kritische Bemerkung.

Ein junger Theaterdichter, der sich starke Stücke auf seine schwachen Stücke einbildete, las einst dem berühmten Talma ein Lustspiel in drei Aufzügen vor. Der große Mime hörte ihm sehr ernst zu und verzog keine Miene. Am Ende des zweiten Aufzuges sagte der Vorleser: „Hier laßt der Baron.“ — „Er kann von Glück sagen!“ versetzte Talma.

Dr. H. St.

So oder so.

„Weshalb bin ich eine Stufe höher in der Steuer gekommen?“
„Nun, wer mit seiner Familie ins Bad reisen kann...“
„Ist uns ja gar nicht eingefallen, wir sind ja ruhig zu Hause geblieben!“

„Also, um so mehr, wo Sie so viel Geld gespart haben!“

Die Baronesse von Broglie, Tochter der Frau von Stael, war eine wunderbare, sinnberaubende Schönheit. Fürst Talleyrand weidete sich so gern an ihrem Anblick, daß er über der Tochter manchmal die Mutter vernachlässigte. Bei einer Wespertafel, die sie zusammen machten, legte Frau von Stael dem Fürsten die verhängliche Frage vor:

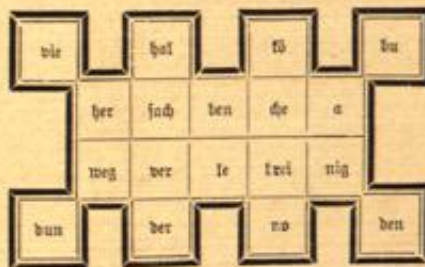
„Wenn unser Schiff durch Sturm einen Leck bekäme, wen würden Sie zuerst retten, mich oder meine Tochter?“

„Madame“, antwortete ihr Talleyrand, „bei einer Frau, die so viele Talente und Kenntnisse vereinigt, wie Sie, wäre die Voraussetzung, daß sie nicht schwimmen könne, einfach beleidigend; ich würde es deshalb für meine Pflicht halten, zuerst Ihre Tochter zu retten.“

Kombinationsrätsel

von

R. von Warkenhausen.



Aus den Silben obiger Figur sind mittelst zusammenhängender Kettensprünge neun zweisilbige Wörter zu bilden, welche der Reihe nach bedeuten:

1. Namhafter deutscher Buchhändler.
2. Stadt in Preußen.
3. Hohe Würde.
4. Baum.
5. Stadt in Frankreich.
6. Deutscher Schriftsteller.
7. Berühmter Bischof.
8. Ritterschaft in Arabien.
9. Stadt im Großherzogtum Baden.

Dann streiche man von jedem der gebildeten Wörter eine Silbe und bilde aus den übrig bleibenden neun Silben ein bekanntes deutsches Sprichwort.

Auflösung der dreisilbigen Charade Seite 79:

Winkelfried.

Auflösung des Rätselsprungs Seite 79:

Wohl sollst du hören hohe Geister,
Verstehst du Mannes Kraft;
Dich sollen lehren deine Werke,
Was Kunst vermag und Wissenschaft.

Doch was das Höchste klebt hierin,
Des Göttern nur geahnte Spur,
Was Schönheit, Weisheit und Frieden:
Das lehren dich die Frauen nur!

Julius Rodenberg.

Bilderrätsel.



Auflösung der altrömischen Inschrift Seite 78:

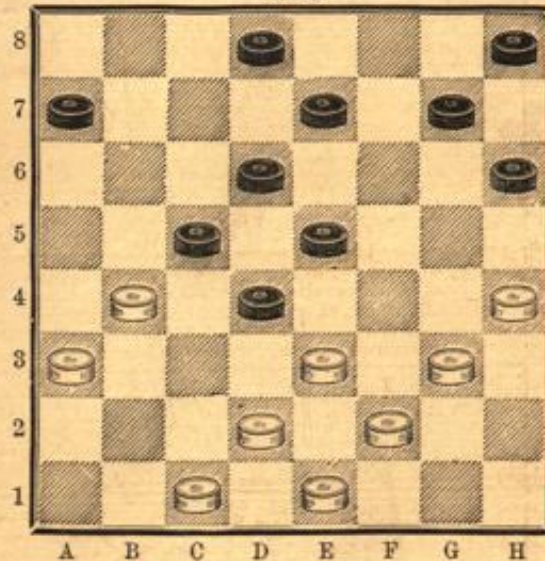
Dominus angustilla crassior
Herr Kal Didar
Geralsdiler.

Damespiel.

Aufgabe Nr. 2.

Von Alfred Regnier.

Schwarz.



Weiß zieht und gewinnt.

Auflösung der Damespiel-Aufgabe Nr. 1, Seite 50:

- | Weiß. | Schwarz. |
|------------------------|-----------------------|
| 1) D. E3 - C5. . . | 1) D. H4 - G5 (- F6). |
| 2) D. C5 - E7. . . | 2) D. G5 (F6) - D8 †. |
| 3) D. B6 - A5 gewinnt. | |
| A. | |
| 1) | 1) D. H4 - G3. |
| 2) D. C5 - G1. . . | 2) D. G3 - B8 †. |
| 3) D. G1 - H2. . . | 3) D. B8 - A7. |
| 4) D. H2 - G1 gewinnt. | |
| B. | |
| 1) | 1) D. H4 - E1. |
| 2) D. C5 - B4. . . | 2) D. E1 - A5 †. |
| 3) C7 - D8 †. gewinnt. | |

Kleine Korrespondenz.



Hrn. Ph. G. in Eberstadt. Lassen Sie sich in Darmstadt in einer Buchhandlung Rothschilds „Taschenbuch für Kaufleute“ vorlegen, vielleicht entspricht das Ihren Wünschen.

Hrn. G. Grubb in München. Ein hübsches Gedichtblatt an Th. Sturm hat der Photograph C. Koch in Hofen herausgegeben. Wenden Sie sich an diesen.

Hrn. E. Hamann in G. Wir haben diese Mittel als Anregung und weil der Prüfung jedenfalls wert angegeben. Schlagen Sie einem Arzt dies oder jenes vor, er wird dann seinerseits suchen, sich Material zu verschaffen.

Melanie am See. Jede Delikatessenhandlung gibt darüber Auskunft, auch finden Sie Anweisungen dafür in Eddards Buch: „Der gute Ton“.

Abonnent J. in N. Jeder Kaufmann, der Heliographenwaare verkauft, gibt dazu gedruckte Anweisungen, so zum Beispiel Eberhard Meyer in Stuttgart.

Abonnent in Darmstadt. Nein, solch ein Geschäft gibt es nicht. Hier wird nur die Annonce begeben.

Hrn. Th. W. in Berlin. Richten Sie Ihre Anfrage an den Vorstand der Tierärztlichen Schule in Berlin.

Kreita. Vielleicht wenn Sie an eines der großen Handelshäuser in Hamburg, Bremen, Berlin, Lübeck, etc.

Hrn. Amalie G. in Hannover. Allerdings verwendet man auch Glycerin dazu, wobei wird dann das Fett, oft jedoch zu hart, und ist keine Kreide vorzuziehen.

Hrn. Franz W. in L. Der Jahrgang 1883 unseres Journals ist noch vorrätig und kann von Ihnen broschiert für den ermäßigten Preis von Mark 2.50 noch bezogen werden. Ihre Bestellung belieben Sie an Ihre Buchhandlung zu richten.

Hrn. O. Grell in Berlin. Das ist bildlich zu verstehen. Wenn Sie Henle's „Anatomischen Atlas“ bekommen können, nehmen Sie von der Tafel, die das Innere des Ohrs, den Gehörgang, bringt, Einsicht.

Frau G. Gleichen in Barmen. Ist nichts als Spekulation und Ausbeutung der Betroffenen. Wir warnen Sie.

Hrn. Edward Tonder in Kiel. Ja, wenn Wind und Wetter nicht wären, aber diese kreuzen jede Berechnung des Seemanns.

Frau Luise Karstadt in Gießen. Doppeltstahlfaseres Natrium; eine Messerspitze voll in einem Weinglas Wasser und damit sorgfältig die Saure auswachen und mit reinem Wasser nachspülen.

Hrn. Theresie Wendland in Potsdam. Von Dr. Kruse ist eine sehr gute Anleitung zum Gebrauch der Meerbäder erschienen (Gutten, Hagen).

Hrn. G. Gaiser in Z. Einleiten mit Zucker, Zimmerröhen und Zusatz von etwas Essig gibt Gefühl. Das Brandweinbrennen ist genau so wie bei Rischen und erfordert einen Brennaparat.

R. R. 101. Wir bitten Sie, über Ihre Kamistik zu verfügen.

Richtige Lösungen von Rätseln, Kreuzen, Charaden etc. sind zu- gegangen von: Hrn. Otilie Kästel, Bremen; Mina Gang, Zürich; Elise Gläblich, Leipzig; Emma Keller, Koburg; Luise Grau, Elm; Henriette Thoreisen, Memel; Bertha Uniover, Posen; Frau Hannchen Gerthig, Breslau; Annette Bofil, Mannheim; Helene Grotlan, Chemnitz; Hrn. A. Keller, Jansbrud; J. Blatter, Rehl; M. Demel, Röhrlisch; Schönberg; G. Moris, Nordhausen; A. Kinde, Rühl- hansen; A. Kaiser, Egert; G. Kellner, Prag; G. Kuster

London; M. Gussavo, Genua; W. Kähling, Stettin; G. Halle, Halle; G. Lüneberg, Tannhausen; A. Huber, Wien; G. Wien- berg, Danzig; G. Köller, Bonn; G. Ranteufel, Berlin; R. Wandel, Sprottau.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Paffisch in Worms. Das Glänzen der Gesichtshaut wird durch übermäßige Abkühlung der Hautgefäße bedingt. Durch Wärmungen mit Jodtinktur oder mit Sandmandellöl kann dieselbe vermindert werden.

G. B. in R. Taggen läßt sich nichts Besonderes thun; mit der Zeit werden die Haare auch am Vorderkopf des Kindes noch wachsen.

Ein Abonnent in Altona. Leider konnten auch wir dieses fragliche Mittel nicht mehr finden.

Anfragen.*

3) Auf welche Weise kann man Trunkwasser, das durch Torfunter- grund gelblich gefärbt und sehr weich ist, fest aber durchaus keine der Gesundheit schädlichen Beimischungen enthält, diese Färbung nehmen und es zugleich härter machen.

Abonnent an den Gefäßen der Nordsee.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Festschrift werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch sehr zur unentgelt- lichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Anzeigen
Kleine Inserate-Annahme bei Rudolf Mosse
Anzeigen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutsch- lands u. d. Auslandes.
In Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Ham- burg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Einladung zu der neuen Subscription

Illustrirten Klassiker-Pracht-Ausgaben:
Goethe's Werke.

Mit 1058 Illustrationen.
Nach Goethe's Porträt und Lebensabriß.
Herausgegeben von Professor Dr. Heinrich Dünker.
Dritte Auflage. Vollständig in 90 Lieferungen à 50 Pfennig.

Schiller's Werke.

Mit 740 Illustrationen.
Nach Schiller's Porträt und Lebensabriß.
Herausgegeben von Professor Dr. J. G. Fischer.
Fertige Auflage. Vollständig in 65 Lieferungen à 50 Pfennig.

Shakespeare's sämtliche Werke.

Eingeleitet und überliefert von
Schlegel, Bodenstedt, Delius, Gildemeister, Gelbke, Herwegh,
Beyle, Kurz und Wilbrandt.
Mit 830 Illustrationen von Sir John Gilbert.
Nach Shakespeare's Porträt und Biographie.
Sechste Auflage. Vollständig in 60 Lieferungen à 50 Pfennig.

Diese neuen Subscription-Ausgaben erscheinen wie die früheren in Liefe- rungen zum Preise von 50 Pfg. und zwar Goethe's Werke in 90 Liefe- rungen, Schiller's Werke in 65 Lieferungen, Shakespeare's Werke in 60 Lieferungen. — Alle 14 Tage werden eine bis zwei Lieferungen ausgegeben. — Jedes der drei Werke kann apart bezogen werden.

Bestellungen hierauf nehmen alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes, sowie jede mit einer solchen in Verbindung stehende Buch- und Agentur entgegen.

Die erste Lieferung der drei Werke wird von jeder Buch- und Kunsthandlung auf Verlangen zur Einsicht ins Haus gesandt.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Unter den großen politischen Zeitungen Deutschlands

nimmt das ca. 70 Tausend Abonnenten bestehende

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung

unstreitig einen der ersten Plätze ein.

Die hervorragenden Leistungen des „Berliner Tageblatt“ in Bezug auf rasche und zuverlässige Nachrichten über alle wichtigen Ereignisse, durch umfassende besondere Draht- berichte seiner an allen Weltplätzen an- gestellten eigenen Korrespondenten werden allgemein gebührend anerkannt. Durch Herausgabe einer besonderen voll- ständigen Handels-Zeitung hat das „Berliner Tageblatt“ einen neuen Wirkungs- kreis betreten, auf welchem es die Interessen des Publikums, wie diejenigen des Handels und der Industrie durch unparteiische und unabhängige Beurteilung zu wahren sich bemüht. In den Theaterfeuilletons von Dr. Paul Lindau werden die Auf- führungen der bedeutenden Berliner Theater einer eingehenden Beurteilung gewürdigt, während in der Montagsbeilage des „Berliner Tageblatt“ „Zeitgeist“ sich die ersten Schriftsteller mit beglückten und zeit- gemäßen Beiträgen ein Stellchen geben. Das illustrierte Wochenschrift „ULK“ er- freut sich wegen seiner zahlreichen vorzüglichen Illustrationen, sowie seines treffend witzigen und humorvollen Inhalts, längst der unge- theilten Gunst der deutschen Leserschaft. Die „Deutsche Lebenswelt“ bringt als „Aller- familienblatt“ unter sorgfältigster Auswahl des Stoffes kleine, Herz und Gemüth anregende Erzählungen, sowie Aufsätze belehrenden In- halts. Für Verbreitung und Unterhaltung sorgen Reclame, Räthsel, Stat-Aufgaben etc. Die

Mittheilungen über Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft, bringen neben selbstständigen Fachartikeln, zahlreiche Rathschläge für Haus und Hof, so daß jeder Jahrgang durch ein Sachregister vervollständigt, gleichsam ein werthvolles Rezept- und Rath- schlagewerk bildet. Im täglichen Roman- feuilleton des nächsten Quartals erscheint ein neuer, ungemein interessanter Roman aus dem Berliner Leben der Gegenwart von Dr. Theophil Zolling, „Der Staats“. Unter Mitarbeiterchaft gediegener Fachautoritäten auf allen Hauptgebieten, als Literatur, Kunst, Astronomie, Chemie, Technologie und Medizin er- scheinen im „Berliner Tageblatt“ regelmäßig werthvolle Original-Feuilletons. Das B. T. bringt ferner: Ziehungslisten der Preussischen Lotterie, sowie eine besondere Verlosungsliste aller wichtigeren in Deutschland interessirenden Werb- papiere. Militärische und Sport-Nachrichten, Personal-Veränderungen der Civil- und Militär- Beamten, Reichhaltige und wohlgeordnete Tages- Neuigkeiten aus der Reichshauptstadt und den Provinzen, Interessante Gerichtsverhandlungen. Man abonnirt auf das täglich 2 mal in einer Abend- und Morgen-Ausgabe erscheinende „Berliner Tageblatt und Handels- Zeitung“ bei allen Postanstalten des Deutschen Reichs für alle 5 Blätter zusammen für 5 M. 25 Pfg. vierteljährlich. Probe-Kummern gratis und franco.

Buchführung!

Gratis Kaufmanns- Universal-Bibliothek Heft I. in einfacher, amerikanischer u. doppelte Buchführung. Correspondenz, Rechnen, Comptoirkunde. Jede Schrift wird schön! Verlangen Sie Prospect u. Probeheft oder Probe-Lecture für Schönschrift. F. Simon, Abtheilung für briefliche Unterricht, Berlin SW, 48.

Moderne hochfeine Kamm- und Streichgarn- stoffe ver- sendet Herm. Rosin Luckenwalde Wilhelmstr. Prima Paletot-Anzug- und Hosenstoffe zu Fabrikpreisen. Jedes Maß! Muster franco!

Stottern

heißt gründl. Rudolf Tenhardt's Anstalt in Eisenach (früher Burgtheater) Einzige Anstalt Deutschl., die mehr als 100-jährig aus- gezeichnet. Honorar nach Erlaube. Groß-gerat.

500 Mark in Gold.

wenn Creme Grollich nicht alle Hautunreinig- keiten, als Sommerprossen, Leberflecke, Sonnenbrand, Rötter, Hefen etc. beseitigt u. d. Leint b. j. Mit. Blend. weich u. jugendl. frisch erhält. Keine Schminke! Dr. L. M. Dr. Hauptdepot J. Grollich, Berlin (Niederr.). Berlin: Fortuna-Apoth., Dragonerstr. 6. Fr. Schmarjose, Leipzigerstr. 56 u. Friedrichstr. 183. Coblenz: Hofl. Wöhrmann, 47. Hamburg: Hofap. 3. St. Nicola. Braunschweig: Hofl. Wolf u. Centraldrogerie, Bremen: Drog. Surmann, Dresden: Drog. Hoff. Kassel: Drogen- berg & Weyl. Chemnitz: Schloßapotheke, Vebra. Drog. Wöhrmann. Danzig: Ap. Vebra. Dresden: Spaltheim & Weyl. Götting: W. Heinemann. Halle a. S.: Hofl. Kohnblatt. Köln: Einhornap., Godesg. Röntgenberg 1. Fr. Ap. Kohn. Leipzig: Grotz & Co. Vebra: Drog. Schart. Rathenow: Grotz- ung. Stettin: Drog. Schart. Straßburg: Hofap. Greiner, Wiesbaden: Drog. Wöhrmann, Anstalt: Hofl. Ap. Huber. Graz: Hofl. Wöhrmann. London: W. Morris, 33 North Audley Str. Paris: Hofap. 2 Rue de la Harpe. Wien: W. Wöhrmann, Am Hof.

Guter Rat ist Goldes wert!

Die Wahrheit dieser Worte lernt man besonders in Krankheitsfällen kennen und darum erhält Richter's Verlags-Anstalt die herzlichsten Dankschreiben für Zusammen- stellung des Buchs „Der Kranken- freund“. In demselben wird eine Anzahl der besten und bewährtesten Hausmittel ausführlich beschrieben und gleichzeitig durch beigedruckte Berichte glücklicher Heilungen bewiesen, daß sehr oft einfache Haus- mittel genügen, um selbst eine veraltete Krankheit in kurzer Zeit geheilt zu sehen. Kein Kranke sollte veräumen, mit Vortheil von Richter's Verlags-Anstalt in Leipzig oder New-York, 310 Broadway, einen „Krankenfreund“ zu verlangen, durch dessen Zusammenstellung vielerlei Kosten erspart werden.

Cognac
der Export-Cie für Deutschen Cognac
Köln a. Rh., bei gleicher Güte bedeutend billiger als französischer. Ueberall in Flaschen vorrätig. Man verlange stets unsere Etiketten. Direkter Verkehr nur mit Wiederverkäufern.

Java-Kaffee.
Feiner blauer Java-Kaffee Mark 11.50.
Feiner gelber Broomer Java „ 10.50.
Feiner kräftiger grüner Java „ 10.00.
Reinwandkaffee „ 9.50.
Bafete netto 4 1/2 Kilo frei verpackt gegen Nachnahme bei J. A. Hofferwyl, Co. Marburg, Holland.

Buchführung
Geringere kaufmännische Ausbildung — gibt Anleitung und Lehren. — Briefliche primärer Unterricht. — Probeheft gratis. — Correspondenz, Rechnen, Comptoirkunde. — Jeder erhält ein handschriftliches Probeheft gratis. — Briefe kostenlos. — Briefe kostenlos. — Briefe kostenlos.

Wichtig für Mütter!
Allen Müttern, mögen sie stillen oder nicht, welche Kinder mit kräftigem Knochenbau, starken Nerven und gut entwickelten Verdauungsorganen erwachsen sehen wollen, sei das laut chemischer Untersuchung und ärztlicher Prüfung von den Fach-Autoritäten als ein Nähr- und Heilmittel ersten Ranges anerkannt.

Rademanns Kindermehl
angelegentlich empfohlen. Seine Bestandteile und Eigenschaften, namentlich seine mineralischen knochenbildenden Salze, sein Ei- weiss und Fettgehalt, seine Leichtverdaulichkeit und unbegrenzte Haltbarkeit erhebt es über alle anderen derartigen Kindernähr- mittel. Sowohl bei Durchfall der Kinder, Verdauungsstörungen, wie auch bei Knochenkrankheiten derselben, wie: englischer Krank- heit, abgesetzten Gliedern, krummen, schwachen Beinchen, ferner beim Zahnen, ist es von anerkannt unübertroffener Wirkung.

Der billige Preis (Mk. 1.20 per Büchse mit ca. 500 Gramm Inhalt, ausreichend für eine Woche) macht die Verabreichung dieses vorzüglichen Präparates allen Müttern möglich. Alle Apotheken und Droguerien halten Verkaufsstelle. Nicht vorrätigen Falles werden Aufträge direkt an die Fabrik erbeten. Ausführung umgehend. Auskunft, Prospekte, ärztliche Atteste und Gebrauchs- anweisung gratis.

Rademanns Nährmittel-Fabrik Bockenheim-Frankfurt a. M.

Wetterfeste Anstrichfarben
Patentirt. — Präparirt. Musterb. Atteste grat. Probeküchen M 2.50
Althelm's Nchl.
Farbenfabrik.
München X.

Establiert **Julius Gertig**, 1843.
Fonds- u. Lotterie-Geschäft.
Badeanstalt, 1 Bräuerie, größter Volks- garten. Hamburg. Casper Hamb. Platt.
Reformer die Hamb. Borse seit 1843.
Devise: „Und wiederum hat man bei Gertig Glück!“ — Prospekte gratis und franko. Gewinnziehung in bar, nicht in Loose! — Keine Borsenspekulation. Gewinnresultate 1886 und 1887 brillant! — Correspondent: Englisch, Fran- zösisch, Dänisch, Schwedisch.

PATENTE
schnell und sorgfältig durch
RICHARD LÜDERS, Civil-Ingenieur
in GÖRLITZ.

Neu! Gesund!
Gesundheit, Schönheit, Frohsinn, Frische, Kraft u. Energie sind undenkbar ohne eine geregelte Hautpflege. Und diese wiederum ist mit nichts leichter, angenehmer und bewusster durchzuführen als mit Ringier & Kraft's Patent- Wäsche u. Proctur-Apparate (über, mit Wäsche- — Schweißschwamm —), einem neuen Wäsche- geräth, das wir Jahrbücher u. Seils an seinem Wichtigkeit schon sollte. — Das Ideal der Wäsche: in wenigen Minuten ist der ganze Körper (auch der Rücken) ohne Beistand einer zweiten Person gewaschen und frohlich.

Man beachte: der Apparat ist nicht nur für das Bad, sondern ganz besonders zur Benützung am Waschtisch, also zum häuslichen Gebrauch bei den täglichen Wäschrungen des Oberkörpers bestimmt!

Nach Orten, wo der Apparat in den besseren Haush., Toiletten, Badezimmern, etc. Geschäften nicht zu haben ist, liefern die Fabrikanten Ringier & Kraft, Dresden, an jedermann direkt franco 1 App. für 2.50, 1 App. mit 2 Extra- Schwammstücke für 3.50 (vorherige Einzahlung oder Nachnahme).

Engros-Vertrieb für Österreich-Ungarn: Josef Stieber, Wien L. Grünangergasse 2.

Wissenschaftlich anerkannt als bestes Mittel zur Pflege und Erzielung eines reinen Teints.
Canz'sches MOLLIN
Sehr wirksam zur Beseitigung spröder Haut etc. etc.

Das ärztlich sehr empfohlene u. andere Präparate, wie Vaseline und Lanolin, ist als vorzügliches Toilettemittel & Büchse N. 1. — in den meisten besseren Parfümerie- und Droguengeschäften zu entnehmen.

Neue Depots werden jederzeit errichtet.
Th. Canz & Co. in Leipzig.

Höchste Kaiserl. Auszeichnung
erhielten meine seit 12 Jahren fabriktierten echten Weichseilpfeifen, 1 Mtr. lang, weit geböhrt, Duk. 24 Mark, extrafein 30, halblang 20, Bril- lant 12. Probe 1/2 Tuk. gebe ab, nehme Rückhaus. jurisd. — Kunst. Proctur-Apparat mit über 1000 Abbildungen gegen 50 Pfg. Karten, welche bei Bedarf, von 6 Mark zurückgefordert werden.

M. Schreiber, Kaiserl. Abnial. Hofpfeifen- fabrik, Pöfelfdorf.

III. Internationale und Jubiläums-
Kunst-Ausstellung
im Glaspalast
bis Ende Oktober 1888.

München

Deutsch-nationale
Kunstgewerbe-Ausstellung
am Isar-Quai
bis Ende Oktober 1888.

Lincrusta-Walton, Patent-Relief-Tapeten

Auf 18 Ausstellungen mit höchsten Auszeichnungen prämiert



Beste, eleganteste und dauerhafteste
Wandbekleidung,
eingeführt bei der Kaiserl. Marine und den
Königl. Eisenbahn-Direktionen
Der beste Ersatz für Holz-Sockel, Möbel-
und Rahmen-Verzierungen
Fredk Walton
Fabrik in Hannover
Hauptbureau: Karolinen-Strasse
Vorrätig in allen grösseren
Tapetenhandlungen
Durch verbesserte Fabrik-Einrichtungen im
Preise ermässigt
Broschüre, neue Preisliste und Muster auf Ver-
langen gratis und franko.



R. WOLF

in
Magdeburg-Buckau

baut seit 1862 als
Hauptspecialität:
Fahrbare und stationäre

Locomobilen

mit ausziehbarer Röhrenkesseln sowie im Dampf-
raum gelagerten Dampfzylindern und zwar:
Hochdruck-Locomobilen mit einfacher oder mit durch
beeinflusster Expansionssteuerung bis zu 50 Pferdekraft;
Receiver-Compound-Locomobilen mit und ohne
Condensation bis zu 120 Pferdekraft.

Die Wolf'schen Locomobilen, welchen auf allen deutschen Locomobil-
Concurrenzen in Bezug auf den geringsten Kohlenverbrauch

stets der Sieg
zuerkannt wurde, stehen auch hinsichtlich ihrer Leistungsfähigkeit und
soliden Bauart unerreicht da. **Sämtliche** seit 26 Jahren aus der
Fabrik hervorgegangenen Exemplare sind gegenwärtig noch im Gebrauch.
Die Wolf'schen Locomobilen, welche ohne Ausnahme vor der Ab-
lieferung in der grossen Probirhalle der Fabrik dauernden Brems- und
Indicator-Versuchen unter gleichzeitiger Feststellung des Wasser- und
Kohlenverbrauchs unterworfen werden, finden sowohl in der
Landwirtschaft als in industriellen Betrieben jeder Art
ausgedehnte Verwendung und weisen gegenüber stationären Dampfmaschinen
namentlich in Bezug auf die Unterhaltungskosten, erhebliche Vorzüge auf.
Preislisten und feinste Referenzen stehen zur Verfügung.

**Alle billigste Bezugsquelle für Buxkin,
Tuche, Regenmantelstoffe etc.**

Jedermann, der seinen Bedarf in Buxkin am
billigsten decken will, vernachlässigt nicht, sich die reich-
haltigste, vom billigsten Genre bis zu hochfeinen
Nouveautés umfassende Kollektion der

Lüner Buxkin-Manufaktur
N. Meyer jr., Lünen a. d. Lippe
kommen zu lassen.

Dieselbe liefert jedes Mass — das grösste wie
das kleinste — zu wirklichen **Engros-Preisen** und hat das Prinzip: „reellste
Bedienung, mustergetreue Lieferung unter Garantie, zu **Engros-Preisen**“, der
Firma einen aussergewöhnlich grossen Kundenkreis gesichert; jeder Versuch
wird zu dauernder Kundenschaft führen.

— **Musterversand franko gegen franko.** —
Warenversand unter Nachnahme **ab 20 M. franko.**
Solide schwere Qualitäten zu 2,70 — 3,20 — 3,50 — 4,00 (doppelt breit).

Gezogene
Extrakte
in Handbott.

In Glasbotteln à Mk. 1.50 und 3.00.
Bouillon-Extrakte
Purum — für reine Kraftstoffe: Bases herben
Warme und zu Fleischbrühen u. Suppen. u. Worscht. Trüffel — feinste Hauswurst.

Als
Würzen
jeden
Fleischextrakt
übertrifft!

Als
Fleischbrühe
jede andere
Zugabe unnötig
macht!

MAGGI

sowie alle Combinationen der besten Hühnerbrühe mit andern Suppenzusätzen

Hergestellt u. d.
Produktion der
Schweizerischen
Genossenschaft
Gesellschaft u. d.
K. u. k. Hof-Gewerbe-
Inspektion.

Grösster mit Grünzeug, Goldfarbe mit Wein u. a.
Feine Suppenmehle
Ausgezeichnet durch Wohlgeschmack, leichte
Verdaulichkeit und Billigkeit.
In
Delftessen, Drogen-, Colonialwaren-Geschäften.

Engros: Berlin O.
Königsplatz 14.
Wien L. Jannin-
gasse 6, Paris,
7, Cité de Trévise 7.
J. L. Maggi & Co.,
Kemptthal, Schweiz.

Das als Tischgetränk und diätetisches Heilmittel seit Jahrhunderten rühmlichst bekannte
Selterser (Niederselterser) Wasser

sowie die Wasser von Fachingen, Ems (Kraachsee, Kessel- und Kaiser-Brunnen), Schwalbach
(Stahl-, Wein- und Paulinen-Brunnen), Weilbach (Schwefel- und Natrium-Lithion-Quelle) und
Gellman werden aus den betreffenden fasslichen Mineralquellen ohne jede Verände-
rung als reines Naturprodukt gefüllt.

Die ungemein günstige Zusammensetzung der Bestandteile der Wasser bedingt deren
hohen medizinischen Wert. — Diese sämtlichen Wasser, wie auch die echten fasslichen
Emser Pastillen und Quellensalze sind stets vorrätig in allen bekannten Mineralwasser-
handlungen und Apotheken, woselbst auch die Abbildungen der gesetzlich geschützten Marken
und die Erkennungszeichen der Echtheit der vorgenannten Wasser erhältlich sind.

Niederselters, im Mai 1888.

Königl. Preuss. Brunnen-Comptoir.

Wer



gut sehen, seine Augen schonen, seine Augen erhalten, eine wirklich
richtige Brille oder Pince-nez besitzen will, wähle bei **Kurzichtig-
keit, Weit- u. Uebersichtigkeit, sowie bei zu raschem Ermüden der Augen**
Rodenstock's neue verbesserte Augengläser
mit Diaphragma,

welche das Beste sind, was es zum Sehen und Erhaltung der Augen dieser Art gibt.
Nur diese sind die ächten, unter ständiger Kontrolle des Erfinders der
verbesserten Augengläser und der vielen anderen hochwichtigen Augenapparate,
des Physikers Josef Rodenstock, angefertigten.
Zu Original-Preisen zu beziehen durch die autorisierten Verkaufsstellen in den
meisten grösseren Städten des In- und Auslandes, und wo sich solche nicht befinden,
direct von der Hauptdetailabgabestelle, dem Spezialinstitute für wissenschaftlich
richtige Brillen und Pince-nez.

Optisch-oculist. Anstalt München, Karlsthor 8,
Ausführliche Beschreibung mit Anerkennungen aus allen Welttheilen, ebenso
Preisliste und leicht verständliche Anleitung zur schriftlichen Be-
stellung gratis und franco. Niemand, der irgend welche Abgange am Seh-
vermögen hat, versäume, sich diese kommen zu lassen.

**Optische Anstalt
G. Rodenstock, München.**

Warnung! Es werden sehr oft die fehlerhaftesten Fabrik-
erzeugnisse und sonstige mangelhafteste Imitationen für ächte
Rodenstock'sche Gläser ausgegeben, weshalb man sich nur an
die mit Diplom mit neugier Schutzmarke versehenen, autorisierten
Verkaufsstellen wenden und im Zweifelsfalle durch Anfrage bei uns
sich vergewissern möge.

Unübertreffliche Neuheit!
Clarabella
Clarabella Mk. 24 incl. 6 Stücke
Neuestes Musikwerk
mit
wechselbarer Musik Friedrichstr. 160 Cassa
u. Glockenbegleitung
eleganteste
Illustr. Catalog
gratis und franco.
Extra Musikstücke auf Bronze-
Cylinder à 6 Stücke Mk. 5.



Neu! Elektr. Neu!

Tragb. Handlaternen u. Lampen mit Bat-
terie im Fusse v. M. 20 an. Elektr.
Velocipedlaternen M. 30. Elektr.
Zimmerbeleuchtung, neuen prak-
tischen Batterien v. M. 20 an. Neuheiten
u. Trockenbatterien u. Accumulatoren,
wie elektr. Feuerzeug mit Lampe von M. 8
an. Elektrische Basennadel (eine Taschen-
laternen ersetzend) v. M. 15 an etc. etc.

Dynamomaschinen
für Schulzwecke, zum Galvanisiren und
zu Beleuchtungsanlagen für Hand-
und Maschinenbetrieb (von M. 50 an, 2-3 Lam-
pen speisend). Kostenanschläge für grosse
Beleuchtungsanlagen gratis.

Elektrische Uhrständer
für jed. Haushalt, sehr empfehlens-
wert zur Verhütung v. Feuergefahr
M. 8.50.
Elektr. Simplexklänge m. Anweisung z.
Montiren d. jeden Laies.
Telephone, Elektromotoren für Näh-
maschine etc. v. M. 20 an. Inductions-
App. Elektr. Gasanzünder. Modelllamp-
maschinen. Photograph. Apparate für
Dilettanten. Elektr. Momentverschlüsse
für Photogr. App. aller Grössen.

Wolff & Ricks,
Berlin SW., Zimmerstrasse 95/96.
Illustr. Prosp. grat. Gross. (ill. Preisert. geg.
Einsand. v. 30 Pf. in Marken (aller Länder).

Viele
Neuheiten
in Schuss-Hieb-
Stich-Waffen.
Preislisten gratis.
Hippolit Mehles, Waffenfabrik
Berlin W., Friedrichstrasse 150.

**Erstes Bündler Cigarren-
Versand-Geschäft**
Rautenberg & Eggersmann
i. Westf.

Wir empfehlen unser reichhaltiges Lager von Cigarren
aus garantirt besten ostindischen, westindischen
und amerikanischen Tabacken.
Ausführliches Preis-Verzeichnis steht auf Wunsch gern
zu Diensten.
Um die Auswahl zu erleichtern, versenden wir
Versuchskisten,
enthaltend je 10 Sorten zu 10 Stück
No. 1 in den Preislagen von M. 36 bis 56: für M. 5,10.
" 2 " " " " 46 " 63: " 6,—" .
" 3 " " " " 52 " 70: " 6,50.
" 4 " " " " 54 " 95: " 7,50.
" 5 " " " " 63 " 121: " 9,50.
Versand gegen Nachnahme oder nach Einsendung des
Betrages.

Zwanzigjähriger Erfolg!
Das bis jetzt bekannte, einzig wirklich sichere
Mittel zur Herstellung eines Bartes ist Professor
Dr. Moden's
Bart-Erzeuger.
Garantie für unbedingten Erfolg innerhalb 4 bis
6 Wochen. Selbst bei jungen Leuten von 17 Jahren.
Absolut unschädlich für die Haut. Diskreter Versand.
Flacon M. 2.50. Doppelflacon M. 4. Allein echt zu
beziehen von **Giovanni Borghi** in Köln a. Rh.,
Eau de Cologne- und Parfümeriefabrik.

Amerik. elektro-magn. Gichtkissen,
bewährtes Mittel gegen Rheumatismus, namentlich Kopfschmerz (Zehnd), verjüngt das Bild
gegen Nachnahme oder Einsendung von 3 Mark
Otto Venzke, Dresden, Streichenstr.

von Zimmermann'sche Naturheilkunst
bei Chemnitz, in reizender Lage, Anwendung der physikalisch-diätetischen
Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-,
Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. a. v.
Sommer- u. Winterkuren. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis
durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse.

Für Lebens-, Anstehen- u. Militärdienst-Verd.
verl. Druck, gratis bei 1887 erricht. Bremer
Lebensverl.-Bank, Bremen, u. d. Reichsbank. In-
aktive Offiziere, höhere Beamte und Kaufleute
f. entlieh. Anleihen. Berl.-Bef. 1887 über
37 Mill., Vermögensb. über 4 1/2 Mill. M.

Spezialarzt Dr. med. Meyer
Berlin, Leipzigerstrasse 91.
beilt beifällig alle Arten Frauen- und Haut-
krankheiten. Recensionsstücke, selbst in den har-
tendsten Fällen mit sicherem Erfolge.

G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.
PATENT KINDER- UND KRANKEN-
WAGEN-FABRIK.

**Patent-
Kinderwagen**
mit und ohne
Gummibekleidg.
das Vorzüglich-
ste für gesunde
wie kranke
Kinder
Preise von
12-120 Mk.

Kranken-Fahrräder
neuester und bewähr-
tester Constructionen
in allen Grössen, ge-
polstert mit und ohne
Gummibekleidg.
Preise v. 36-350 M.
Eiserne

Netzbettstellen
für Kinder bis zu 12 Jahren.
Ausserordentl. pract.
und elegant in ver-
schieden Grössen.
Sicherste Lagerstätte,
besonders für kleinere
Kinder.
Preise v. 12-60 Mk.
Reich ausgestattete illustrierte Kataloge
gratis und franco.

**PATENT KINDER- UND KRANKEN-
WAGEN-FABRIK.**
G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.

Rheinwein.
Gegen Ginfenbung von M. 30 verjüngt mit
hoch ab hier 50 Liter selbstgefertigten
guten und **Weisswein,** für
abgelagerten Wein, dessen
absolute Reinheit ich garantire.
Friedrich Lederhos, Ober-linzelheim a/Rhein.
J. A. Hietel, Leipzig.
Königl. Hoflieferant.
Kunst-Stickerel und Fäbren-Manufaktur.